Paed. 179 m/5

F. X. Himmelstein

Jugendschriften.

15. Bändchen.

Wegweiser und Warnungstafeln
an der Lebensstraße.

Lehrreiche Begebenheiten

gesammelt

von

Dr. F. X. Himmelstein.

Würzburg.
Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher
1885.
In Amerika bei Mühlbauer & Behrle, Chicago.

24 g

F. X. Himmelstein

Jugendschriften.

15. Bändchen.

Wegweiser und Warnungstafeln
an der Lebensstraße.

Würzburg.
Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher.
1885.

Wegweiser

und Warnungstafeln

an der Lebensstraße.

Lehrreiche Begebenheiten

gesammelt

von

Dr. F. X. Himmelstein.

Würzburg.

Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher,

1885.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
1. Die erste heilige Communion im Kerker . . .	1
2. Schuld und Sühne	9
3. Mutter und Sohn	20
4. Unschuldig verurtheilt	23
5. Der Rosenkranz als Lebensretter	31
6. Nach zwanzig Jahren	35
7. Aus dem Soldatenleben	52
8. Das brennende Kerzchen	57
9. Ein kaiserlicher Schuldirektor	60
10. Am Grabe der Mutter	62
11. Die verlorene Medaille	72
12. Vereitelte Rache	79
13. Der blinde Musikant	84
14. Die wahre Ehre	95
15. Die heilige Ursulina	127
16. Die jugendlichen Freunde	132
17. Der gerettete Bergmann	145
18. Ein Wiederfinden	150
19. Eine tüchtige Hausfrau	159
20. Ein Brief an die Muttergottes	169
21. Die Rache eines Christen	176

Seite

22. Das Bild des Großvaters 191
23. Der Hypochonder 198
24. Die Folgen eines Liebeswerkes 211
25. Die unfreiwilligen Luftschiffer 221
26. Heldenthat eines Knaben 227
27. Der Brand von Moskau 231

1.

Die erste hl. Communion im Kerker.

Es war an einem schönen Augustabend des Jahres 1856, als sich (in Frankreich) bei der Baronin v. G. mehrere Gäste auf der Terrasse ihres Schlosses in angenehmer Unterhaltung befanden. Wie unversehens fiel das Gespräch zuletzt auch auf die große Revolution. Da unterbrach die Baronin das Gespräch plötzlich mit den Worten: „Wissen Sie, meine lieben Gäste, gestern war der Jahrestag meiner ersten heiligen Communion; ich kam eben darauf, als ich die Worte „die große Revolution“ hörte. Ich glaube, es wird Sie alle sehr interessiren, das Nähere darüber zu erfahren. Was meinen Sie?“

Da Alle baten, Sie möge es ihnen doch erzählen, fuhr die Baronin fort: „Nun, meine werthen Gäste, wo meinen Sie denn wohl, daß ich meine erste heilige Communion empfangen habe?“

„Lieber Gott, Frau Baronin,“ versetzte ein alter Graf, „wo werden Sie sie empfangen haben? Ich denke auf einen Speicher, wie ich, oder in einem Keller; in einer Kirche war's ja nicht möglich; da wäre die erste Communion zugleich die letzte Wegzehrung geworden.“

„Nein, Herr Graf, an einem noch geringeren Orte.“

„In einer Scheune vielleicht," meinte ein geistlicher Herr, „oder in einem Stalle, wie der zu Bethlehm?"

„Nicht getroffen, Hochwürden."

„In Mitte eines dichten Waldes oder in einer Felsenhöhle!" rieth ein Dritter.

„Auch da nicht", erwiderte die Baronin. „Ich sehe schon, Sie kommen nicht darauf; nun, so will ich selber es Ihnen sagen: In einem Gefängnisse, ja, in einem traurigen finsteren Kerker habe ich zum Erstenmale communicirt." Dabei fing ihre Stimme an zu zittern und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Merken Sie wohl auf, meine Freunde, entschuldigen Sie aber, wenn im Laufe der Erzählung das Andenken an jenen Tag mich mit schmerzlichen Gefühlen noch jetzt erfüllt. — Wir standen im Jahre 1793, ich war damals eben 12 Jahre alt. Wie Sie wissen, war mein Vater bei der Armee des Conde; er hatte mich und meine Mutter unter der Obhut eines alten bewährten Dieners zu Paris in einem abgelegenen Stadtviertel zurückgelassen. Wir lebten sehr zurückgezogen und hofften bei den schrecklichen Wirren, die damals in Paris herrschten, unbekannt zu bleiben. Doch eines Abends kamen Polizeibeamte, meine Mutter aufzusuchen. Ein Verräther aus der Nachbarschaft hatte sie als die Gemahlin eines Emigranten angezeigt. Ich war schon in meinem Schlafkabinete zu Bette gegangen. Alle Bitten meiner Mutter, von mir Abschied nehmen zu dürfen, wurden mit Hohn und Spott zurückgewiesen. Tags darauf theilte mir der alte Diener Peter Alles mit; in wenigen

Tagen hatte er auch herausgebracht, wo sich meine Mutter befinde: sie war eingeschlossen in dem Gefängniß der Abtei. — Wie es nun möglich machen, zu ihr zu gelangen? Auch dafür wußte der gute Peter Rath. Er hatte Bekanntschaft gemacht mit der Frau eines der Kerkermeister, die ein Kind von meinem Alter besaß. Zu dieser Kleinen führte er mich nun oft hin, und wir beide hatten bald eine innige Freundschaft geschlossen; es war wirklich ein treues, gutherziges Mädchen. Allmälig wurde ich beherzter und bat eines Tags die Frau, mich mit meiner Mutter zusammen zubringen. Anfangs wollte sie sich auf nichts einlassen, doch zuletzt ließ sie sich durch meine Bitten und Thränen erweichen."

„Es ist mir nicht möglich, Ihnen, meine Freunde, meine Freude und meinen Schmerz zu schildern, als ich in den Armen meiner Mutter lag. Sie drückte mich an ihr Herz, außer Stande, auch nur ein Wort hervorzubringen, und ich — ich bedeckte sie mit meinen Küssen und Thränen. Selbst die Frau des Kerkermeisters vermochte nicht, ihre Rührung zu beherrschen, sie versprach, uns die Freude des Wiedersehens noch mehrmals zu verschaffen. Sie hielt Wort. Um allen Verdacht zu vermeiden, gab sie mir die Kleider ihres Kindes, so daß es den Anschein hatte, als helfe ich ihr nur im Dienste der Gefangenen. Da diese alle bunt durcheinander eingesperrt waren, rief sie meine Mutter in ein kleines Zimmer in der Nähe der Krankenstube, wo wir beide uns ungestört sehen und sprechen durften.

So kamen wir während drei Monaten wöchent-

lich zweimal zusammen. Eines Tages nahm mich meine Muttter auf ihren Schooß, und nachdem sie mir einige Augenblicke voll Zärtlichkeit in's Angesicht geschaut, sagte sie mit vor Schluchzen fast erstickter Stimme: „Meine kleine Marie, wir werden uns bald auf immer von einander trennen müssen. Ein Commissär ist gestern bei mir gewesen und hat mir angezeigt, daß ich mich vor Gericht zu stellen habe. Ach Kind, das bedeutet nichts anderes, als mein Todesurtheil.“ — Ich brach bei diesen Worten meiner lieben Mutter vor Schmerz zusammen. — Meine lieben Freunde, stellen Sie sich selbst die Scene vor, die darauf folgte.

Die Erzählerin weinte bei diesen Worten wie ein Kind. Nach einer kleinen Pause und tiefem Athemschöpfen fuhr sie fort:

Als unsere erste gewaltsame Aufregung sich etwas gelegt hatte, sagte meine Mutter mit heiligem Ernste: „Höre Kind, es würde die größte Freude und der süßeste Trost für mein Herz sein, wenn ich dich zur ersten heiligen Communion gehen sehen könnte. Täglich habe ich Gott um diese Gnade gebeten. Als du noch klein warst, habe ich oft die heilige Jungfrau angerufen, durch ihre Fürbitte dieses Glück für mich und für dich zu erflehen. Siehe, meine liebe Maria, wenn man seine erste heilige Communion recht würdig empfangen hat, darf man auf Gottes reichste Gnade für Zeit und Ewigkeit hoffen. Seit gestern ist mir ein Gedanke gekommen, und ich glaube, Gott hat mir ihn eingegeben. Höre! Ich habe einen alten Domherrn gekannt, der nicht hat auswandern

können, er wohnte in der Missionsstraße in einem kleinen Hause nahe bei der Domkirche, er heißt Caron. Ich habe ihn früher oft gesehen, denn er ist mit uns etwas verwandt. Sein hohes Alter und seine Zurückgezogenheit haben ihn vielleicht vor der Mordgier der Blutmenschen gerettet. Sage unserem Peter, er solle ohne Verzug auf Erkundigung ausgehen. Wenn der Priester, wie ich hoffe, der Proscription entgangen ist, so gehe ihn besuchen, nenne ihm deinen Namen und sage ihm, wo ich mich befinde. Dann bitte ihn, dich zur ersten heiligen Communion anzunehmen, und das als einen besonderen Trost für mich in meiner bevorstehenden Todesstunde." — Meine Mutter fügte noch viel Anderes hinzu, um mich auf diese heilige Handlung vorzubereiten. — Ich hatte früher immer meinen Katechismus gut gekannt, die Mutter war mir dazu stets behilflich gewesen, deshalb brauchte ich jetzt nur die Gefühle in mir aufzuwecken, die ich schon lange im Herzen getragen.

Unsere diesmalige Zusammenkunft dauerte lange und war von himmlischer Süßigkeit. Als ich zurückkam, erzählte ich dem guten Peter Alles, und schon am Abend befanden wir uns bei dem alten Domherrn, einem ehrwürdigen Greis von achtzig Jahren. Noch sehe ich die Thränen über seine bleichen Wangen rieseln, die er vergoß, als ich ihm das Schicksal meiner Mutter erzählte, und ihm mittheilte, was sie zu mir gesagt. — „Gewiß Kind," sagte er dann, „ich habe deine gute Mutter gekannt, eine sehr brave, tugendhafte Frau. Ich will ihr sicher nicht ihre letzte Bitte versagen. Aber wie es anfangen, ihr Verlangen zu erfüllen?"

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Marie, bist du auch gehörig vorbereitet auf eine so große Handlung, wie die erste heilige Communion ist? — Doch ja, ich glaube, du bist derselben würdig. — Wir sind wieder, wie die ersten Christen, in die Katakomben verwiesen, wir müssen es jetzt so machen, wie sie damals." . . Da auf einmal schien ihm ein besonderer Gedanke aufgestiegen zu sein. — „Mein Kind, du mußt sogleich beichten, und morgen kommst du recht früh wieder hieher, dann sollst du das weitere hören." Ich beichtete und kehrte dann mit Peter in unsere Wohnung zurück.

Der ehrwürdige Priestergreis hatte seit Beginn der Schreckenszeit keine heilige Messe mehr gelesen, aber er hatte in einem verborgenen Winkel alles versteckt, was zur Vollbringung des heiligen Opfers nöthig war. Später hat er mir alle Einzelheiten selber erzählt: Gegen Mitternacht errichtete er im Zimmer einen kleinen Altar, bekleidete sich mit den Meßgewändern und feierte mit Zuziehung seines alten Dieners, der ihn nie verlassen hatte, die heiligen Geheimnisse.

„Folgenden Tages war ich am frühesten Morgen mit Peter wieder bei ihm. Der gute Herr sagte mir nun, daß er die heilige Messe für meine Mutter gelesen und zwei consecrirte Hostien aufbewahrt habe." „Mein Kind," fuhr er dann mit bedeutungsvollem Blicke aber sanfter Stimme fort: „ich vertraue dir jetzt ein heiliges Werk an. Wie die Priester in den ersten Jahrhunderten während den Christenverfolgungen sich der Kinder bedienten,

um das heilige Abendmahl den Martyrern in den Kerkern zu überbringen, so sollst auch du diese heilige Hostie nach dem Gefängniß für deine Mutter tragen; die zweite Hostie ist für dich selber, damit du in ihrer Gegenwart deine erste heilige Communion empfangen mögest. Ich kann dich nicht begleiten, denn ich bin zu alt, und zudem könnte auch mein Erscheinen Verdacht erwecken und Alles vereiteln. Gehe denn, mein Kind, Gott behüte dich!" Nach diesen Worten segnete er mich und übergab mir den kostbaren Schatz."

„Es ist mir unmöglich, die Gefühle und den heiligen Schauer zu schildern, die ich empfand, als ich die sorgfältig eingehüllten heiligen Hostien in meine Hand nahm und dann auf meinem Herzen verbarg. Mehr als sechzig Jahre sind seit jenem Tage verflossen, aber noch jetzt empfinde ich bei der Erinnerung an jenen Augenblick eine unaussprechliche Rührung. Ich hatte nicht die geringste Furcht. Auf dem ganzen Wege betete ich, und es kam mir vor, als ob ich die lieben Engelein singen hörte, die mich unsichtbar umschwebten."

„Bald war ich im Gefängniß. Die gute Kerkermeistersfrau führte mich sogleich in jenes kleine Zimmerchen. Sie kannte das Loos, welches meiner Mutter bevorstand, deshalb wollte sie mich mit derselben für das letzte Mal lange und ungestört allein lassen. — O wie weinte ich, als ich mit meiner Mutter allein war und ihr das heilige Werk mittheilte, welches mir der Domherr

aufgetragen hatte. Wir warfen uns beide auf die Knien nieder. Meine Mutter sah aus wie eine Verklärte. Dann richtete sie noch einige Worte an mich, so weihevoll und süß, wie ich seitdem nichts Aehnliches mehr gehört habe. Wir legten das heiligste Sakrament vor uns auf den Tisch und verweilten lange in tiefster Ehrfurcht und Anbetung. Alsdann ließ mich meine Mutter alle die Gebete hersagen, die ich seit meiner Kindheit zu beten gewohnt war — jene Gebete aus schönen glücklichen Kinderjahren, und nachdem wir dieselben unter Thränen beendigt hatten, nahm sie die heiligen Hostien und empfahl sich und mich dem lieben Heiland. Ich communicirte aus ihrer Hand, dann gab sie sich selber die heilige Communion. O welch' ein Augenblick! welch' ein Augenblick!"

„Am folgenden Tage stellte ich mich wieder im Gefängnisse ein, um nochmals meine Mutter zu sehen. Zu meiner Ueberraschung wies mich die Gefängnißwärterin ab; weil sie, wie sie sagte, strenge Befehle erhalten habe, vertröstete mich aber auf die nächste Woche. Peter führte mich hierauf zu dem Domherrn, dem er Einiges flüsternd mittheilte; dann nahm mich dieser bei der Hand, und, mich zum Fenster führend, zeigte er nach dem Himmel mit den Worten, die mir Alles offenbarten: „Mein Kind, deine Mutter ist im Himmel, dort werdet ihr euch dereinst wiedersehen."

Die Revolutionsmänner hatten an der Unschuldigen das Todesurtheil vollzogen.

Wenn's Auge bricht,
Verlaſſ' mich nicht
In jener großen Noth!
Ruft dein Geheiß',
Gib mir zur Reiſ'
O Gott, das Himmelbrod!

2.

Schuld und Sühne.

Mathilde hatte ihren Gatten, welcher ein armer Fabrikarbeiter geweſen war, durch den Tod verloren. Ihre dürftige Lage empfand ſie um ſo bitterer, als ihr Auge voll Neid auf die Reichen, nie aber gottergeben und vertrauend zum Himmel ſchaute. In das Herz ihres einzigen Söhnchens Heinrich pflanzte ſie nicht Gottesfurcht und fromme Sitten, ſondern Eigendünkel und Unzufriedenheit. Gerne hätte ſie denſelben die nöthigen Vorkenntniſſe erwerben laſſen und ihn dann bei einem angeſehenen Kaufmann in die Lehre gegeben, zumal der Knabe mit hervorragenden Talenten regen Fleiß und Neigung zum Kaufmannsſtande vereinigte, und die Stadt, in welcher Mutter und Sohn lebten, reichlich Gelegenheit zu jeglicher Ausbildung bot: allein Mathilde war für ihren Unterhalt ausſchließlich auf die Arbeit ihrer Hände angewieſen und konnte alſo nur die dringendſten Bedürfniſſe befriedigen.

Heinrich mochte zehn Jahre alt ſein, als er eines Tages in einer entlegenen Straße einen Beutel fand, der eine größere Summe Geldes

enthielt. Freudig sprang der Knabe nach Hause und brachte der Mutter den Fund. Die Mutter zählte das Geld und sagte dann: „Wenn du gegen Jedermann schweigen kannst, Heinrich, so kaufe ich von dem Gelde ein Lotterieloos und bestreite mit dem Reste einige nöthige Ausgaben. Sollte auf das Loos ein größerer Treffer fallen, dann könntest du eine Handelsschule besuchen und später bei einem tüchtigen Kaufmanne in die Lehre treten."

„O wenn das Loos nur gewinnen würde!" jubelte Heinrich; „dann bräuchte ich nicht mehr in die Volksschule zu gehen und würde ein vornehmer Herr werden. Du sollst sehen, Mutter, daß ich schweigen kann."

Mutter und Sohn hatten ganz vergessen, welch schwere Sünde es sei, sich mit fremdem Eigenthum zu bereichern. Beide waren eben mit ihren bescheidenen Verhältnissen unzufrieden und scheuten vor keinem noch so verwerflichen Mittel zurück, diese Verhältnisse aufzubessern.

Nach einigen Monaten wurde das Loos gezogen und gewann mehrere tausend Gulden. Nun hatte die Noth ein Ende. Mit rastlosem Eifer erlernte Heinrich in einem Handelsinstitute alle nöthigen Vorkenntnisse, mit gleich unermüdlicher Thätigkeit vollendete er dann als Lehrling in einem der ersten Bankhäuser seiner Vaterstadt seine kaufmännische Ausbildung. Der Lehrer war mit ihm zufrieden. Nach zurückgelegter Lehrzeit ward er Handlungsgehilfe, dann Cassier und endlich Procurist bei seinem Lehrprincipale, dessen unbedingtes Vertrauen auf seine Redlichkeit und Ge-

schäftstüchtigkeit Heinrich in jeder Beziehung zu rechtfertigen wußte.

Sobald Heinrich selbstständig geworden war, unterstützte er seine Mutter nach Kräften. Als ihm später sein Gehalt erlaubte, einen eigenen Hausstand zu gründen, nahm er die Mutter zu sich. Mathilde sah ihren Wunsch erfüllt; sie lebte in guten Vermögensverhältnissen, geachtet, geliebt von ihrem Sohne, der ein angesehener Mann geworden war. Und dennoch fühlte sie sich keineswegs glücklich. Gewissensbisse quälten sie Tag und Nacht. Einmal sagte sie seufzend zu ihrem Sohne: „Hätte ich doch wenigstens den von dir gefundenen Beutel, welcher das Sündengeld enthielt, aufbewahrt, so hätten wir doch einen Anhaltspunkt zur Entdeckung und Schadloshaltung des rechtmäßigen Eigenthümers."

„Beunruhige dich nicht, liebe Mutter!" beschwichtigte sie der Sohn. „Innerhalb wie außerhalb des Geschäftslebens sind kleine Unredlichkeiten unvermeidlich. Der liebe Gott wird's nicht so strenge nehmen, vor Allem bei dir: du besuchst so fleißig den Gottesdienst, gehst so häufig zu den heiligen Sakramenten und hast den Schaden, welchen wir durch Verheimlichung meines Fundes verursacht haben, durch deine große Mildthätigkeit gegen die Armen nach bestem Willen und Können wenigstens moralisch wieder gut gemacht."

Die Mutter schüttelte ungläubig den Kopf. „Ach," begann sie von Neuem, „wann doch auch du in den Gottesdienst und zu den heiligen Sakramenten gehen wolltest! Ich freilich darf dir keine Vorwürfe machen, denn ich selbst habe in

jüngeren Jahren dir das schlechte Beispiel von Glaubenslauigkeit und Vernachlässigung der religiösen Pflichten gegeben."

„Mutter," versetzte Heinrich, „viele Männer beten in ihrer Weise zu Gott. Sie sind nicht religionslos, wenn sie auch gewisse Förmlichkeiten außer acht lassen."

Die Mutter berührte nicht ferner diese Punkte. — Ihr Gesundheitszustand aber wurde immer beunruhigender, ein geheimer Gram nagte an ihrem Herzen und rieb ihre Kräfte sichtlich auf. Bald darauf schied sie aus dem Zeitlichen. Der barmherzige Vater im Himmel hatte ihr die Gnade gewährt, daß sie noch die heiligen Sterbsakramente empfangen konnte.

Wenige Monate nach diesem Todesfalle starb auch Heinrichs Principal in hohem Greisenalter. Sein einziger Sohn wurde sein Geschäftsnachfolger. Dieser war einige Jahre jünger als Heinrich und mit ihm eng befreundet. Heinrichs Stellung gewann also womöglich noch an Haltbarkeit; aber seit dem Tode seiner Mutter war es in seinem Herzen öde und leer geworden. Die Mutter hatte ihn an seiner Heimathstadt und an seinen nach seiner Ansicht zu bescheidenen Wirkungskreis gefesselt. Aller Fleiß, alle Sparsamkeit errangen ihm kein ansehnliches Vermögen. — Nur wenn er seinem Principal und Freunde bedeutende Geldsummen entwendete und nach Amerika floh, eröffnete sich ihm in der neuen Welt ein weites Gebiet für seine unbegrenzte Speculationssucht. Erst trat dieser sündhafte Gedanke leise und unbestimmt in seiner Seele auf, bald aber

entwickelte er sich zum festen Entschlusse, zum berechnenden Plan. Heinrich hatte ja den Glauben verloren, er betete nicht zu Gott um die Gnade des Widerstandes gegen eine so schreckliche Versuchung.

Der Principal war für einige Wochen in ein Bad gereist. Heinrich hatte bereits einen zur Vollführung des Verbrechens günstigen Tag gewählt. Am Vorabende bemächtigte sich seiner eine große innere Unruhe. Bei seinen Ausgängen vermied er die lebhaften Straßen, als fürchte er, von unbefugten Augen beobachtet zu werden. Das allsehende Auge Gottes aber scheute der Verblendete leider nicht. Als er spät am Abend nach Hause zurückkehrte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er seine Brieftasche verloren hatte. Diese Brieftasche enthielt eine ansehnliche Summe in Banknoten, sowie wichtige Privatpapiere. Er war der Verzweiflung nahe.

Die Nacht verstrich in namenloser Seelenqual. Siehe, da brachte ihm am folgenden Morgen in aller Frühe ein ärmlich gekleideter Mann die Brieftasche in seine Wohnung. „Diese Brieftasche," sagte der Ueberbringer bescheiden, „fand ich gestern bei einbrechender Nacht in einer entlegenen Straße. Im Hause erst entdeckte ich in der Brieftasche eine Visitenkarte, welche mir den Namen und die Wohnung des Eigenthümers genau angab, allein es war zu spät, Ihnen gestern noch meinen Fund zuzustellen. Ueberzeugen Sie sich nun, ob nichts am Inhalte der Brieftasche fehlt."

Heinrich zählte die Banknoten und musterte die übrigen Papiere. Der Inhalt war vollständig.

„Sie sind ein ehrlicher Mann!“ sprach Heinrich gerührt und reichte dem Manne eine Fünfzig-Gulden-Banknote.

„Gott lohne es Ihnen!“ sprach der Beschenkte mit thränenerstickter Stimme. „Ich bin ein armer Fabrikarbeiter, welcher von dieser Erde nur wenig Freuden und keine Reichthümer zu erwarten hat. Deshalb möchte ich durch eine unredliche Handlung nicht den Himmel verscherzen. Zudem steht ein Erlebniß meiner Jugend so lebendig vor meiner Seele, als ob es gestern sich ereignet hätte, und mahnt mich bei jeder Versuchung an die Pflicht der strengsten Redlichkeit. — Gestern waren es siebenundzwanzig Jahre, daß meine nunmehr verstorbene Mutter während eines Ausgangs einen Geldbeutel verlor mit zehn Gulden Inhalt.“

„Sie haben ein sehr gutes Gedächtniß!“ unterbrach, aufmerksam geworden, Heinrich den Erzähler.

„O, ich weiß Alles noch so sehr genau: der verlorene Geldbeutel war aus blauer Wolle gestrickt. Als meine Mutter in einem Laden Einkäufe besorgen wollte, merkte sie erst den Verlust und war trostlos. Sie war eine kränkliche Wittwe und mußte mit der Arbeit ihrer Hände sich und mich, ihren einzigen Sohn, ernähren. Die zehn Gulden waren damals ihr ganzer Baarbesitz gewesen. Ich wahr dreizehn Jahre alt und wurde durch die Straßen geschickt, um nach den verlorenen Beutel zu suchen. Den Geldbeutel fand ich nicht, wohl aber einen edlen Menschenfreund, welcher uns aus dringendster Noth zu helfen bereit war.“

„Wie heißen Sie? Wo wohnen Sie?“ fragte Heinrich tief erregt.

Der Arbeiter sagte, daß er Anton heiße und gab auch seine Wohnung an.

Nachdem derselbe sich entfernt hatte, verhüllte Heinrich sein Gesicht und weinte bitterlich. „Ich elender Mensch!“ rief er. „Mit der geringen Habe und dem Angstschweiß einer nothleidenden Wittwe begründete ich mein irdisches Scheinglück, mit dem Verrath an einem reichen Freunde wollte ich diesem Glück die Krone aufsetzen! Welch demüthigende Lehre gab mir doch der arme, redliche Fabrikarbeiter! Barmherziger Gott, hilf mir, daß ich mich gründlich bessere und das an der Mutter verübte schwere Unrecht am Sohne möglichst wieder gut mache!“

Am folgenden Sonntage suchte Heinrich den Fabrikarbeiter in dessen Behausung auf. Die Einrichtung war nur dürftig, allein die sichtbar in ihr waltende Ordnung und Reinlichkeit machte den günstigsten Eindruck auf den Besucher. Anton, seine Frau Marie und sein einziges Kind, die etwa eilfjährige Johanna waren durch diesen Besuch sichtlich überrascht und erfreut.

„Mit der Rückgabe meiner verlorenen Brieftasche,“ begann Heinrich, „haben Sie mir einen größeren Dienst geleistet, als Sie vielleicht selbst glauben. Gern möchte ich Ihnen meinen Dank durch die That abstatten, wüßte ich nur, in welcher Weise ich Ihnen wahrhaft nützlich sein kann.“

„Sie haben mich über alles Maß meiner Wünsche reichlich beschenkt,“ entgegnete Anton.

„Sage, mein Kind,“ wandte sich Heinrich jetzt

freundlich zu Johanna, „womit kann ich dir eine Freude bereiten? Steht es in meinen Kräften, so will ich es gern thun.“

Johanna blickte zu Boden und zupfte verlegen an ihrem Schürzchen.

„Sprich, Kind!“ drang Heinrich in sie.

Johanna erröthete tief. Bescheiden richtete sie ihren Blick auf Heinrich und zögernd brachte sie über ihre Lippen die Worte: „Ein Gebetbuch würde mich sehr freuen, aber einfach gebunden mit Rothschnitt.“

„Du liebst wohl Bücher, Kind?“ fragte Heinrich in gewinnendem Tone.

Johanna schwieg. Die Mutter nahm das Wort: „Johanna liest und betet gern. In der Schule lernt sie eifrig und mit Erfolg.“

„Zeige mir doch deine Schulhefte,“ sprach Heinrich.

Johanna zögerte; doch auf einen Wink der Mutter lief sie zur Commode und holte mehrere Hefte.

Heinrich musterte dieselben, bald blätternd, bald lesend. „Ei, ei“, begann er, zufrieden lächelnd, „wie hübsch geschrieben! Nirgends Fehler und überall gute Noten! Hättest du nicht Lust, dich in einem Institut, etwa bei den englischen Fräulein unserer Stadt ausbilden zu lassen?“

„Ach, guter Herr,“ versetzte Anton traurig, „was die englischen Fräulein an einem armen Kinde thun, das müssen sie auch anderen dürftigen, gleichbefähigten Kindern erweisen. Ihre Schulzimmer sind zu klein, ihre Lehrkräfte zu beschränkt, als daß sie allen armen talentvollen Kindern

unserer volkreichen Stadt, welche darum nachsuchen, unentgeltlichen Unterricht in den höheren Lehrfächern ertheilen könnten. Die hiesigen englischen Fräulein haben allerdings drei Freiplätze, allein nur für die Töchter mittelloser Beamten. Unser Fabrikherr ist freilich ein Wohlthäter der Armen, ein Vater seiner Arbeiter; doch ich hätte nicht den Muth ihn um einen namhaften Zuschuß für Johanna's Ausbildung zu bitten; ich selbst war bisher zu arm, um die nöthigen Ausgaben für Bücher und Schreibmaterialien zu bestreiten. Seitdem uns Ihre Güte fünfzig Gulden geschenkt, änderte sich unsere Lage, und bereits sprach ich mit meiner Frau darüber, wie wir für Johanna das Geld am Besten verwenden könnten."

„Verwenden Sie dieses Geld für ihren Haushalt," entgegnete Heinrich „und vergönnen Sie mir, ausschließlich alle Kosten für Johanna's Aufnahme und Fortbildung im Institute tragen zu dürfen. Sogleich wollen wir zur Frau Oberin gehen und dort die nöthigen schriftlichen Abmachungen treffen."

Wer vermöchte die Freude der armen Familie zu schildern! Johanna schluchzte laut und küßte ihrem Wohlthäter die Hand. Sie sah ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt.

Nach ihrer Aufnahme in's Institut erwarb sie sich durch Lerneifer und gute Gesittung die Liebe und Achtung ihrer Vorgesetzten, durch Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit die Zuneigung ihrer Mitzöglinge. Das Wohlgefallen Gottes suchte sie sich durch Gebet und reinen Lebenswandel zu erlangen. Nachdem die zur Ausbildung erforder-

liche Zeit verstrichen war, erbat sich Johanna von ihren Eltern und ihrem Wohlthäter die Erlaubniß, in der Anstalt bleiben und sich für den Lehrstand im Ordensleben vorbereiten zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihr gerne ertheilt.

Seitdem Heinrich den Vorsatz ernstlicher Besserung gefaßt hatte, war bei ihm eine merkliche Umkehr der Gesinnung und Lebensweise zum Guten eingetreten. Häufig und andächtig ging er zur Kirche und zu den heiligen Sakramenten, eifrig und gewissenhaft erfüllte er die Pflichten seines Berufes, seine liebste Erholung bestand darin, den nothleidenden Mitmenschen Wohlthaten zu erweisen. In den zwei letzten Jahren kränkelte er. Zusehends verminderten sich seine Kräfte, und er war gezwungen, seinen Principal um seine Entlassung zu ersuchen. Diese ward ihm zutheil unter der ehrendsten Anerkennung seiner langjährigen, treu geleisteten Dienste mit Gewährung eines ansehnlichen Ruhegehaltes.

Nun bezog er gemeinsam mit Anton und dessen Ehefrau eine bescheidene Wohnung, um sich von Beiden in seiner Krankheit pflegen zu lassen. Als er sich immer schwächer werden fühlte, empfing er nach eigenem Wunsch die heiligen Sterbsakramente, dann beschied er Anton und Marie zu sich und sprach mit schon erlöschender Stimme: „Ich muß Ihnen, bevor ich aus dem Leben scheide, ein Bekenntniß ablegen. Den Geldbeutel, Anton, welchen Ihre Mutter verloren, habe ich als armer zehnjähriger Knabe gefunden. Mit dem Geld hat meine Mutter ein Loos gekauft und mit dem Ge-

winne dieses Looses habe ich mein irdisches Scheinglück begründet."

„Sie waren der Finder des Geldes?" rief Anton bewegt.

„Ich war der unredliche Finder," bestätigte Heinrich leise, „und hatte so, wenn auch ohne es zu wissen, Alles gethan, um Sie und Ihre Mutter in's tiefste Elend zu stürzen. Nachdem ich nun Sie und Ihre Verhältnisse kennen gelernt hatte, war ich Ihnen Ersatz schuldig, soweit derselbe sich ermöglichen ließ. Diese Rückerstattung sollte nicht darin bestehen, daß ich Sie durch plötzlichen und zu großen Geldbesitz Ihrer dürftigen aber zufriedenen Lage entriß und vielleicht zur Sünde verleitete, vielmehr wollte ich das Glück Ihres Kindes für Zeit und Ewigkeit gründen. In meiner letztwilligen Verfügung habe ich Ihnen und Ihrer Ehefrau eine sorgenfreie Zukunft für den Rest Ihrer Tage gesichert. Nun erübrigt mir noch, Sie, Anton, wegen des zugefügten Schadens um Verzeihung zu bitten."

„Dieser Schaden," erwiderte Anton mit thränenfeuchten Augen und zitternder Stimme, „ist längst aufgewogen durch die zahlreichen uns und unserm Kinde erwiesenen Wohlthaten."

Heinrich blickte andächtig zum Himmel auf. „Verzeihe mir, o Gott!" betete er. „Nach Kräften habe ich Buße zu thun und mein Unrecht zu sühnen gesucht."

Johanna besuchte ihren Wohlthäter, den Gründer ihres Glückes oftmals während seiner Krankheit. Ihr galten seine letzten Segenswünsche, seine letzten Worte waren eine Bitte um ihr Gebet für

seine arme Seele. — Heinrich starb sanft und leicht. Möge ihm der Allerbarmer ein gnädiger Richter gewesen sein!

3.

Mutter und Sohn.

Als die Verordnungen des Kaisers Diokletian gegen die Christen in Lykaonien bekannt gemacht worden waren, vollzog sie Domitian, der Statthalter dieser Provinz, mit der äußersten Grausamkeit.

Eine Frau von Iconium, Namens Julita, aus Asiens Königsstamme entsprossen und reich begütert, welche unter die Zahl der Gläubigen gehörte, entschloß sich, den Rath zu befolgen, welchen das Evangelium für die Zeit der Verfolgung ertheilt hat, und die Flucht zu ergreifen. Sie rettete sich mit ihrem noch nicht drei Jahre alten Söhnchen Quirinus und zwei Dienstmägden nach Seleucia.

Aber ach! in Seleucia angekommen erfuhr sie bald, daß der dortige Statthalter die Christen nicht weniger haßte und verfolgte, als jener von Iconium. Sie machte sich darum auf den Weg nach Tarsus in Cilicien, allein der Statthalter Alexander kam beinahe zu gleicher Zeit in diese Stadt. Man erkannte sie, und sogleich wurde sie mit ihrem Söhnchen, das sie auf den Armen trug, verhaftet und vor den Richterstuhl des Statthalters geführt. Die beiden Dienstmägde

verließen ihre Herrin und verbargen sich sorgfältig aus Furcht, ebenfalls ergriffen zu werden.

Alexander fragte nun Julita um ihren Namen, Stand und Geburtsort, worauf sie aber nichts anderes antwortete als: „Ich bin eine Christin!“ Der Statthalter, ganz außer sich vor Wuth, ließ ihr das Kind wegnehmen und befahl, sie auf die Folter zu legen und mit Ochsenziemern zu schlagen. Es war ein herzergreifender Anblick, jetzt das Kind zu schauen. Nur mit Mühe konnte man es der Mutter entreißen, an deren Hals es sich mit beiden Aermchen festklammerte, und nachdem man es mit Gewalt hinweggerissen, streckte es beständig seine kleinen Hände nach ihr aus und weinte bitterlich, da es die Geliebte grausam mißhandelt sah. Der Statthalter nahm es zwar auf seinen Schooß und suchte es durch sanftes Schmeicheln und Streicheln zu beruhigen, aber das Kind, seine Augen nicht von der Mutter abwendend, rang aus allen Kräften, sich frei zu machen und in ihre Arme zurückzukommen. Es zerkratzte dem Statthalter das Gesicht und stieß ihm mit den Füßen auf den Leib, und wenn die Mutter mitten in den Qualen ausrief: „Ich bin eine Christin!“ so wiederholte das Kind sogleich laut rufend: „Ich bin ein Christ!“

Jetzt stieg die Wuth des Richters auf das Höchste; er ergriff das Kind bei den Füßen und schleuderte es auf die Erde, so daß es an den unteren Stufen des Richterstuhles sich den Kopf zerschmetterte und, im Blute schwimmend, sein Leben aushauchte.

Als Julita die Leiche ihres Söhnleins sah, dankte sie Gott laut, daß er ihm die glorreiche

Martyrerkrone hatte zutheil werden lassen; das aber versetzte den Unmenschen in neuer Wuth. Alsbald ließ er der heldenmüthigen Mutter die Seiten mit eisernen Krallen zerfleischen und befahl, ihr siedendes Pech über die Füße zu gießen. Zu gleicher Zeit rief ein Ausrufer der Martyrin zu: „Opfere den Göttern, wenn du nicht gleiches Loos wie dein Sohn erfahren willst!“ Aber muthvoll entgegnete Julita: „Nein, den Teufeln oder tauben und stummen Bildsäulen kann ich nicht opfern. Ich bete Jesus an, den einigen Sohn Gottes, durch den Alles erschaffen ist.“ Jetzt verurtheilte sie der Statthalter zur Enthauptung.

Als Julita an dem Orte ihrer Hinrichtung angekommen war, sprach sie mit erhobener Stimme folgendes Gebet:

„Ich danke dir, o mein Gott, daß du meinen Sohn zuerst in dein Reich versetzt hast. Würdige dich auch, deine Magd, so unwürdig sie auch dessen ist, dahin aufzunehmen. Gestatte mir, wie du es jenen weisen Jungfrauen gestattet hast, in das hochzeitliche Gemach einzutreten, auf daß meine Seele Gott, deinen Vater, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, mit dem heiligen Geiste durch alle Ewigkeit lobpreise.“

Kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen, so fiel ihr Haupt unter dem Schwerte des Scharfrichters.

Auf Befehl des Statthalters wurden die beiden Leichen an den Begräbnißplatz der Verbrecher gebracht, aber von den beiden Dienstmägden heimlich hinweg getragen und in einem Felde nahe bei der Stadt begraben.

Sie errangen die Martyrerkrone am 15. Juli des Jahres 304, und die Kirche feiert ihr Gedächtniß am 16. Juni.

4.

Unschuldig verurtheilt.

An einem schönen Sommerabend des Jahres 1840 fuhr ein Reisewagen durch eines der schönsten Thäler des Schwarzwaldes. Der Weg war schlecht, weshalb die ohnehin schon müden Pferde meist im Schritt gingen. Der Kutscher, der vielleicht im letzten Wirthshause zu tief in's Glas geguckt hatte, war auf seinem Sitze allmählig eingenickt und schwankte immer bedenklicher hin und her, bis ein heftiger Stoß des Wagens ihn endlich gar vom Bocke herabschleuderte.

Aus der Kutsche stieg ein hochbetagter Herr und suchte dem Kutscher, der über heftige Schmerzen an dem einen Fuße klagte, wieder auf die Beine zu helfen. Während er sich damit vergeblich abmühte — denn der Mann hatte sich den Fuß verrenkt — machten sich die Pferde über das frische Gras her, das am Rande der Straße wuchs. Dabei kam der Wagen dem Straßengraben zu nahe und war, ehe man sich's versah, umgeworfen. Nun war guter Rath theuer. Der alte Herr vermochte den Wagen nicht aufzurichten, und der Kutscher konnte nicht auf den Füßen stehen.

Da kam als Helfer in der Noth ein rüstiger Mann des Weges. Mit einem ihm bekannten

Handgriff hatte er bald den verrenkten Fuß des Kutschers wieder eingerichtet, dann brachte er den Wagen in Ordnung. Der alte Herr war darüber hoch erfreut, dankte dem Manne herzlich und schenkte ihm zum Abschiede einen Louisdor. Dann fuhr er dem nicht mehr weit entfernten Städtchen zu, wo er sein Nachtquartier zu nehmen gedachte, und Valentin, so hieß der Helfer in der Noth, setzte seinen Weg in entgegengesetzter Richtung fort.

Es war bereits Nacht, als er in seinem Häuschen ankam. Die Kinder schliefen schon, aber Katharina, seine Ehefrau hatte die Sorge um den Mann und ein schwerer Kummer wach erhalten. Es sollte nämlich nächster Tage die Steuer bezahlt werden, und die paar Gulden, die Valentin besaß, reichten dazu nicht hin. Er war deshalb gegen Abend nach Vollendung seines Tagwerks in das nahe Städtchen gegangen, um die Hilfe eines dort wohnenden Verwandten in Anspruch zu nehmen. „Der Vetter hat mich, wie ich mir's ja gleich dachte, unter allerlei leeren Ausreden abgewiesen," berichtete Valentin seiner Frau, „aber wenn der alte Filz nicht helfen wollte, so hat der liebe Gott um so reichlicher geholfen; da sieh her!" sagte er fröhlich und erzählte sein Abenteuer im Walde. Darauf dankten Beide dem barmherzigen Gott aus übervollem Herzen und legten sich mit erleichtertem Gemüthe zur Ruhe.

Am folgenden Tage gegen Mittag war große Aufregung im Dorfe. Ein Gerichtsaktuar war mit einem Gendarmen in Valentin's Häuschen getreten, dann war der Gendarm allein in der Richtung nach einem nahen Bauernhof fortge-

gangen und nach kurzer Zeit mit Valentin zurückgekommen, worauf dieser und Katharina mit den Gerichtspersonen den Weg zum Städtchen einschlugen, wo der Gerichtssitz war.

Was ist denn geschehen? fragten die Leute einander. Valentin galt allgemein als ein fleißiger und grundehrlicher Mann, auf allen Höfen der Umgegend, wo er im Taglohn arbeitete, hatte man ihn gern, weil ihm die Arbeit rasch und gut von der Hand ging. Ein Verbrechen war einem solchen Manne nicht zuzutrauen.

Aber die ihm anfangs so günstige Stimmung schlug in das Gegentheil um, als im Laufe des Tages bekannt wurde, daß in der vergangenen Nacht dem Bergbauern eine ziemlich bedeutende Summe Geldes gestohlen worden war. Der Bergbauer, bei dem in der That Valentin tagsvorher gearbeitet hatte, war ein mürrischer, argwöhnischer Mann. Er hatte, als auf die bei Gericht gemachte Anzeige des Diebstahls der Aktuar bei ihm erschien, auf die Frage, ob er Jemand im Verdacht habe, geantwortet, von seinen eigenen Leuten traue er Niemanden so etwas zu, aber man habe ihm gesagt, daß Valentin noch spät Abends, während er selbst im Wirthshause gewesen, in der Nähe seines Hofes gesehen worden sei. Auf Befragen gab er ferner an, daß die ihm gestohlene Summe in einigen Banknoten, hauptsächlich aber in Louisdors bestanden habe.

Darauf hin verfügte sich der Aktuar in Valentin's Wohnung und ließ sie vom Gendarm untersuchen. Das Goldstück wurde sofort gefunden, und Katharina mochte noch so hoch und theuer

versichern, daß sie und ihr Mann unschuldig seien, und der herbeigeholte Valentin mochte noch so ausführlich den Vorfall des gestrigen Abends erzählen — es half alles nichts, er und seine Frau mußten vor Gericht. Katharina zwar wurde noch an demselben Tage nach Hause entlassen, aber gegen Valentin nahm der Prozeß seinen Verlauf und endete damit, daß der Aermste zu 3 Jahre Zuchthaus verurtheilt wurde.

Ehe Valentin beim Beginne des Winters zur Verbüßung seiner Strafe in die Kreisstadt abgeführt wurde, durfte er noch einen Besuch seiner Frau empfangen. Aber was war das für ein Wiedersehen! Beide konnten vor Schluchzen kaum sprechen. Valentin war vor Schmerz über die ihm lebenslang anklebende Schmach und vor Sorge um das Geschick der Seinigen fast außer sich. Katharina wußte sich zuerst wieder zu fassen. „Gott wird helfen!“ sagte sie. „Ich mache eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln, um die mächtige Fürbitte der Mutter Gottes anzuflehen; sie wird uns gewiß nicht verlassen. Um uns brauchst du keine Sorge zu haben. Die Nachbarn sind gut; die meisten halten dich für unschuldig und sind aufgebracht über den alten Bergbauer, der selber seine unüberlegte Aeußerung jetzt schon halb und halb bereut. Gräme dich nicht zu sehr, lieber Mann, du wirst sehen, Gott hilft!“

Die gute Frau hatte nach all der Angst, die sie während des Prozesses ausgestanden, ihrer Kraft doch zu viel zugetraut, als sie ihrem Manne zum Abschied besuchte. Sie fing, bald nachdem sie nach Hause gekommen war, zu kränkeln an

und wurde sogar schwer krank. Die Nachbarn sorgten für sie und ihre Kinder nach Kräften, und allmählig half ihr ihre Jugendkraft die Krankheit überwinden. Im Mai war sie wieder genesen und säumte nun nicht, die Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln anzutreten.

Eines Abends im Mai saß auf einem Baumstamme an der Landstraße in der Nähe des Züricher Sees ein elegant gekleideter junger Mann, der nach dem neben ihm liegenden Ränzchen zu urtheilen, auf einer Fußreise begriffen war. Seine Blicke schweiften bewundernd über die reizende Landschaft und blieben endlich auf einer Frau haften, die, einen Knaben und ein Mädchen zur Seite und ein kleines etwa dreijähriges Kind auf dem Arme, des Weges kam und sich, ohne ihn zu bemerken, nicht weit von ihm am Rande der Straße an einer schattigen Stelle niederließ. Sie und die Kinder waren ärmlich aber reinlich gekleidet und augenscheinlich sehr ermüdet. Der Knabe und das Mädchen klagten über Hunger. Die Mutter zog aus einem Säckchen ein Stück Schwarzbrod und gab es ihnen.

Dem jungen Manne fiel es auf, daß die Kinder, ehe sie zu essen begannen, ein kurzes Gebet verrichteten. Die kleine Gruppe erregte sein Interesse; er näherte sich ihr und ließ sich mit der Frau in ein Gespräch ein und zwar in so freundlicher, herzgewinnender Weise, daß er ihr — die Leser werden schon errathen haben, daß es Katharina war — bald ihre ganze Geschichte entlockt hatte. „Wenn alles so ist, wie Ihr sagt, gute Frau, werdet Ihr bald etwas Erfreuliches er-

leben; indessen vertraut auf Gott und die Liebe Mutter Gottes," sagte er, indem er mit einem freundlichen Gruße und einem ansehnlichen Geldgeschenke sich verabschiedete.

Einige Wochen verflossen, während welcher Katharina Tag für Tag an die tröstlichen Worte dachte, welche der fremde junge Mann zu ihr gesprochen hatte. Da hörte sie eines Abends, als sie eben sich mit den Kindern zur Ruhe begeben wollte, vor ihrem Häuschen einen Schall von Tritten, der ihr das Herz von freudigem Schrecken erbeben machte. Kaum hatte sie mit zitternden Händen den Riegel von der Thüre geschoben, so lag schon Valentin, schweißtriefend und staubbedeckt, aber mit strahlendem Gesichte in ihren Armen. „Mein Valentin!" rief sie, unter Thränen jauchzend. Und „Vater, lieber Vater!" riefen die beiden größeren Kinder, die aus ihren Betten gesprungen kamen, und drängten sich liebkosend an ihn. Und über dem Rufen der Geschwister wachte auch das Kleinste auf, krabbelte von seinem Strohsack herunter und kam mit dem Rufe: „Vater'l, lieb's Vater'l!" herbeigelaufen.

Nachdem der erste Freudensturm vorüber, kniete die ganze Familie vor dem Crucifixe nieder und betete andächtig drei Vater unser und Ave Maria. Dann war aber Katharina's erster Gedanke die leibliche Erquickung ihres Gatten, der die Hälfte des weiten Weges von der Kreisstadt her zu Fuße gelaufen war, um nur an diesem Tage noch zu den Seinigen zu kommen. Sie holte aus dem Wirthshause Bier, das Mädchen Brot, Butter

und Käse aus der Küche, und während Valentin nach Herzenslust aß und trank, erzählte er:

„Heute früh um zehn Uhr wurde ich von der Arbeit weg zum Gefängnißdirektor gerufen. In dessen Zimmer traf ich den Oberamtsrichter und einen vornehmen alten Herrn, den ich auf den ersten Blick nicht erkannte, bis er auf mich zuging und mir, dem Zuchthäusler, die Hand reichte und sagte: „Ja, meine Herren, das ist der brave Mann, der solange unschuldig hat leiden müssen!“ Jetzt erkannte ich ihn wieder, es war jener Herr, dessen umgestürzten Wagen ich damals aufrichtete, und der mir das Goldstück geschenkt hatte.

Dann nahm der Amtsoberrichter das Wort: „Valentin G., Herr Graf B. hier hat Euere Aussage als wahr bestätiget, Ihr seid als unschuldig erkannt und von diesem Augenblicke an frei. Ein amtliches Schreiben in diesem Betreffe wird Euch sofort zugestellt werden.“

Während dasselbe ausgefertigt wurde, berichtete der Graf, sein Neffe sei vor einigen Tagen zu ihm gekommen und habe ihm von seiner Schweizerreise u. a. auch von einer Familie erzählt, deren Vater unschuldig im Zuchthause sitze, und dieses habe ihn an jenen Vorfall im Walde erinnert und ihm den Zusammenhang der Geschichte errathen lassen.

„Der gute junge Herr hat also seine tröstende Versicherung wahr gemacht,“ fiel Katharina ein, „Gott segne ihn dafür sein Leben lang!“

„Graf B.“ fuhr Valentin fort, reiste sogleich nach der Kreisstadt und that bei Gericht die nöthigen Schritte zu meiner Freilassung, die denn

auch von solchem Erfolge waren, daß ich jetzt — Gott sei Lob und Dank! wieder bei Euch bin. Der gute alte Herr that aber noch ein Uebriges. Als ich in meinen Kleidern, die ich unter Freudenthränen mit der Sträflingskleidung vertauscht hatte, war, tippte mir der Eisenmeister lachend mit einem Finger auf die Brusttasche meines Rockes und sagte: „Auf Geheiß des Herrn Grafen habe ich da etwas hineingesteckt; verbraucht es gesund und behüt Euch Gott!“ — Ich griff in die Brusttasche und zog einen versiegelten Brief heraus, in dem ich dieses freundliche Schreiben des Herrn Grafen und diese fünf Hunderter fand. Ein Goldstück hatte mir der alte Herr schon beim Abschiede in die Hand gedrückt, als Reisegeld, wie er sagte.“

Am folgenden Tag — es war Sonntag — las der Bürgermeister der nach dem Gottesdienste unter der Dorflinde versammelten Gemeinde das amtliche Schreiben vor, durch welches Valentin G. als schuldlos erklärt und in seine bürgerliche Ehren wieder eingesetzt wurde. Ein allgemeiner lauter Freudenruf folgte dieser Bekanntmachung.

Es lacht des Glückes Sonne,
Klar fließt dein Leben hin,
In Frieden und in Wonne
Darfst deine Bahn du zieh'n:
Wie ist's in heit'ren Tagen
So leicht: „Gott will's“ zu sagen.

Nun ziehen Ungewitter
Am Himmel schwarz heran,
Der Freudenkelch wird bitter,
Und dornigt wird die Bahn;
Wie ist's in trüben Tagen
So schwer: „Gott will's zu sagen.“

Und doch — willst du hienieden
Als Pilger himmelan
In Ruh' und süßen Frieden
Durchzieh'n des Lebens Bahn:
So mußt in allen Tagen
Du froh: „Gott will es" sagen.

5.

Der Rosenkranz als Lebensretter.

Ein Bruder der Genossenschaft der christlichen Schulen erzählt seine Erlebnisse während der schrecklichen Commune-Revolution zu Paris im Jahre 1871.

Erst wurde er nebst einem anderen Bruder von den Communarden vierzehn Tage gefangen gehalten, dann in Freiheit gesetzt, kehrten sie in ihr Kloster zurück. Aber nicht lange durften sie die Ruhe genießen. Während des Straßenkampfes der Aufständischen mit den Regierungstruppen zwang man sie unter Androhung des Todes, an den Barrikaden zu arbeiten und kämpfen zu helfen. Als die Versailler Truppen siegreich vorrückten, wurden beide nebst vielen Anderen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, gefangen genommen. — Hören wir nun von dem Bruder selbst, was weiter geschah:

Wir wurden zum Gefängniß Roquette geschleppt; das war ein trauriger Zug! Die Soldaten wußten schon von der Ermordung der Geiseln von Paris, des Erzbischofs und einer Anzahl von Priestern und Anderer, und waren voller Wuth.

— Ich konnte mich nicht genug wundern über die plötzliche Umstimmung der Bevölkerung, welche des Morgens noch mit solcher Raserei auf den Barrikaden gefochten hatte; jetzt aber auf unserem Wege uns mit Beschimpfungen und Drohungen überhäufte.

In dieser Stunde der Demüthigungen und Schmerzen, wo meine Füße geschwollen und wund waren, und ich kaum von der Stelle konnte, schwebte mir lebhaft vor der Seele das Bild des Heilandes, wie er, mit dem schweren Kreuze beladen, den schrecklichen Weg von Kalvarie hinaufstieg; und der Gedanke an die Liebe und die Geduld meines göttlichen Erlösers tröstete mich in meinem Jammer.

Bei Roquette, einem alten schloßartigen Gebäude, angekommen, schaute ich in die Höhe und las über der Thüre die Inschrift: „Gefängniß der Verurtheilten.“ Dies sollte also der letzte Tag meiner irdischen Laufbahn sein!

Die schwere Eisenpforte des schrecklichen Hauses schloß sich hinter uns, und wir wurden in eine finstere Zelle gebracht. Kaum waren wir dort zur Besinnung gekommen, so ging die Thüre auf und eine Stimme rief in barschem Tone: „Fünf Mann!“ — Fünf Mann, die Nächsten am Ausgange, trennten sich von dem Haufen, und die Thüre schloß sich wieder hinter ihnen. Welches war ihr Loos? Verschiedene Schüsse, deren Knall nicht lange darauf durch unsere Mauern drang, gaben uns eine fürchterliche Antwort auf diese Frage. — Noch mehrere Male öffnete und schloß sich die Kerkerthüre in gleicher Weise.

Endlich stand ich mit meinem Mitbruder unter den Vordersten. „Fünf Mann!“ wurde wieder gerufen und wir verließen die Zelle. Der Schließer führte uns in einen Saal, wo wir ein kurzes Verhör bestehen sollten. Wir nannten unsern Namen und gaben uns als Brüder der christlichen Schule zu erkennen. Die Mitglieder des Kriegsgerichtes hörten uns mit ungläubigem Lächeln an. Die Entstellung unseres Gesichtes, die Unordnung unserer Kleidung, unsere äußerste Erschöpfung — Alles sprach gegen uns. Nur zu bald wurde uns klar, was uns bevorstand, und voll Verzweiflung brach ich in Thränen aus.

„Beruhige dich,“ sagte wohlwollend eine Stimme zu mir, „kannst du deine Aussage beweisen, hast du irgend ein Zeugniß?“ — „Ach, man hat mir ja alle meine Sachen hinweggenommen, als die Communisten uns in Mazas einsperrten!“ jammerte ich.

Die Richter sahen sich an, und ein Zeichen, welches nicht mißzuverstehen war, sagte mir, daß das Verhör zu Ende, wir waren abgeurtheilt, das heißt: zum Tode verurtheilt. Im nämlichen Augenblicke fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, und alsbald wandte ich mich an die Richter und rief: „Ein Zeugniß soll ich beibringen? ein Zeugniß? — Wohlan hier ist es!“ und mit der einen Hand zog ich meinen Rosenkranz aus der Tasche, mit der anderen das Scapulier von der Brust — beide waren mir von dem Gefängnißwärter zu Mazas glücklicher Weise gelassen worden.

Mein Mitbruder hatte das Scapulier nicht, aber den Rosenkranz konnte auch er aufweisen,

was er auch sofort that. Da kam Bewegung unter die Richter, sie beriethen sich leise mit einander, und endlich sagte einer: „Setzt Euch und wartet einen Augenblick, wir werden bald darüber im Reinen sein, ob Ihr die Wahrheit sagt.“

Wir waren gerettet, und wem anderem verdankten wir unser Leben, als dem theueren Rosenkranze! Wie viele Ursache hatten wir, Gott zu preisen und unsere Mutter Maria zu benedeien, welche noch nie Jemand vergeblich angerufen hat.

Indeß wurden wir in einen nahen Saal vor einem Polizeicommissär geführt. Hier mußten wir genau angeben, wie es gekommen, daß wir unter die Aufständischen gerathen, wie wir zuerst mit der ganzen Ordensgenossenschaft gefangen genommen, endlich gezwungen worden waren, am Kampfe theilzunehmen. Der Commissär erklärte sich befriedigt.

O welch ein seliger Augenblick! welche Engelbotschaft, als wir endlich hörten: „Ihr seid frei!“ Wir verließen das Gefängniß und suchten zu allererst unsere Klosterkapelle auf. Dort haben wir das Gelübde gemacht, daß fürderhin das Leben, welches uns so unvermuthet wiedergeschenkt war, noch vollständiger wie bisher dem Dienste Gottes und seiner heiligen Mutter gewidmet sein solle.

Süßes Glück durch deine Seele
Zieht wie Frühlingshauch dahin,
Windest du den Kranz der Rosen
Oft der Himmelskönigin.

Nimm in deine müden Hände
Den geweihten Rosenkranz,
Heb den Blick zur Gnadenreichen,
Sonne dich in ihrem Glanz.

Grüße Sie auf fromme Weise
Mit dem Rosenkranzgebet,
Wirst verspüren, wie bald Friede,
Süßes Hoffen dich umweht.

Von dem Duft der Himmelsrosen
Flieht der Pesthauch böser Lust,
Und zur Tugend neue Keime
Wurzeln wieder in der Brust.

Leichter wird des Kreuzes Bürde,
Licht und hell der dunkle Pfad,
In den Prüfungen des Lebens
Schaust du Gottes Lieb und Gnad'.

Wie mit einer goldnen Kette
Bindest du dich an ihr Herz,
Und magnetisch zieht's dein Sinnen
Von der Erde himmelwärts.

Trag das Wappen deiner Mutter,
Führe es in deinem Schild,
Wirst dann einst im Sohn Mariä
Finden einen Richter mild!

6.

Nach zwanzig Jahren.

I.

Es war Anfangs der Sechsziger Jahre etwa um neun Uhr Abends. Der Wind pfiff durch die Straßen Wiens und die Menschen eilten rascher ihrem schützenden Heim zu. In einem Extrazimmer des Gasthauses „Zum Jägerhorn" saß eine übermüthige lustige Gesellschaft um eine runde, mit

grünem Tuch bedeckte Tafel gruppirt. Es waren Volkssänger und das „Jägerhorn" ihr Stammgasthaus, das sie gewöhnlich aufsuchten, wenn sie einen freien Abend hatten. Die Gruppe bestand aus vier Herrn und zwei Damen, ein leichtes, frivoles Völkchen, wie es nur in der Großstadt gedeiht. Lustiges Schäckern und Lachen drang durch den Raum, und die Augen der Künstler und Künstlerinen glänzten von dem reichlich genossenen feurigen Wein.

Da trat ein kleiner Bursche durch die Glasthüre vom äußeren Gastzimmer herein und näherte sich dem runden Tisch. Er trug an einem Riemen ein kleines Körbchen vor sich, in dem allerlei bunter Kram lag.

„Cravattenknöpfe, Hosenträger, Zündhölz'l, Zahnstocher, Strumpfbänder! Bitte, kaufen Sie mir etwas ab, meine Herrschaften!" bat der kleine Hausirer mit zitternder Stimme.

„Schau! was der Junge für hübsche Sachen hat"; meinte ein blonder, hagerer Sänger mit komischem Ernst und griff nach einem blauschillernden Cravattenknopf, fragte nach dem Preis, griff dann nach dem nächstbesten Stück, dann wieder nach einem andern. Zuletzt thaten die andern dasselbe und warfen den Kram des armen Jungen kunderbunt durcheinander, ohne auch nur ein einziges Stück zu kaufen.

Zuerst war es wie heller Sonnenschein über das blasse Gesicht des Knaben gegangen, aber als er sah, daß die übermüthige Gesellschaft nur ihren Spaß mit ihm hatte, und gar nichts zu

kaufen gewillt war, traten ihm die Thränen in die Augen.

„Bitte, hier, ein Päckchen schwedischer Zündhölzer können Sie doch gewiß brauchen, mein Herr. Bitte, kaufen Sie mir's ab!" bat er nochmals mit fast erstickter Stimme.

„Ja, Kleiner, da mußt du früher aufstehen, bis du für mich Zündhölzer hast," meinte der lange Blonde mit komischer Aufgeblasenheit. „Da sieh mal her, was ich für Fidibus verwende!" und er zog einen vierfach zusammengelegten Papiergulden aus der Tasche, faltete ihn auseinander und hielt ihm dem Kleinen vor der Nase. „Wenn du mal solche Fidibus zu verkaufen hast, dann komme wieder;" höhnte er, faltete den Gulden der Länge nach zusammen und unter dem Gelächter der Gesellschaft hielt er den Fidibus gegen die Hängelampe, die ober dem Tische brannte.

Da schlug plötzlich eine weibliche Hand unter heftiger Geberde auf seinen Arm und eine zornige Stimme rief: „Schämen solltest du dich, Toni, in den Grund deiner Seele hinein über solchen Uebermuth!" Und den bereits glimmenden Gulden seiner Hand entreißend und löschend, warf sie mit der einen Hand den zerstreut auf dem Tisch herumliegenden Kram des Knaben in dessen Körbchen zurück und drückte ihm zugleich den Gulden in die zitternde Rechte.

„Schau, daß du weiter kommst, Kleiner, geh' nach Haus und leg dich schlafen," sagte sie hastig und schob den Jungen vom Tische fort.

„Ach, Pepi, zürnende Göttin!" deklamirte der junge Mann mit theatralischem Pathos, „was

hast du dich zu thun getraut!“ Und mit einem Gemisch von Zorn und Spott schaute er seiner Nachbarin ins Gesicht, die sich aber wegwandte und gar keine Notiz von ihm nahm. Die beiden jungen Leute glichen sich auffallend in Gesicht und Gestalt, man sah es auf den ersten Blick, daß sie Geschwister waren.

Der kleine Hausirer hatte mit aller Hast die Thür zu erreichen gesucht, gleichsam als fürchte er, man möchte ihm den Gulden wieder abnehmen. Draußen athmete er hoch auf, und alles drehte sich mit ihm im Kreise herum. Wie reich war er doch jetzt, wie reich! Er besaß einen ganzen Gulden! Tausend Pläne wirbelnden durch sein kleines Gehirn, was er denn Alles mit diesem Gulden anfangen wolle. Es dünkte ihm ein unermeßlicher, ein unerschöpflicher Reichthum, und so viel, so viel ließ sich damit kaufen! Er blieb vor mehreren Läden stehen und kämpfte mit sich, ob er nicht hineingehen und sich etwas Gutes und Schönes kaufen solle. Doch nein, er trug das Geld doch lieber der Mutter heim, sie wird am besten wissen, was am nöthigsten zu kaufen sei. Nur eine Kleinigkeit wollte er kaufen für sein kleines Schwesterlein, die Marie. Ja das wollte er, aber für sich nichts, gar nichts.

Lange stand er vor einer Delicatessenhandlung auf der Hauptstraße still und starrte die hinter den taghell erleuchteten Fenstern aufgestapelten Herrlichkeiten an. Wenn er dort von den verzuckerten Nüssen und Mandeln kaufen würde, die möchten der Kleinen sicher munden. Wie viel er da wohl bekommen würde für zwanzig Kreuzer?

Während er noch unschlüssig stand und hin und her sann, ging ein Herr in einem leichten Ueberzieher quer über die Straße, öffnete die Ladenthüre und trat rasch ein. Und dicht hinter diesem Herrn drein drückte sich unser kleiner Hausirer auch durch die Thüre und blieb dann im Innern des sehr reich und gefällig ausgestatteten Gewölbes schüchtern stehen.

„Geh' nur, geh' nur, Kleiner, hier wird nichts gekauft!" rief ihn der Besitzer des Ladens mit abwehrender Handbewegung zu, wähnend, der Kleine wolle seine Waare anbieten. Dieser aber hob schüchtern seine Augen gegen den Kaufmann und sagte: „Um zwanzig Kreuzer solche verzuckerte Nüsse möcht' ich."

„Ja so, einkaufen willst du! Hast du so gute Geschäfte gemacht?" und der Südfrüchtenhändler nahm eine Papierdüte und füllte sie mit den gewünschten Früchten.

Schüchtern reichte nun der Junge seinen zerknitterten Papiergulden als Zahlung hin. Der Kaufmann besah das an der Ecke angebrannte Papier um und um, richtete einen forschenden Blick auf den Käufer und fragte endlich: „Woher hast du diesen Gulden, Kleiner?"

Jetzt wurde der Knabe blaß und roth und zitterte an allen Gliedern, denn er glaubte nicht anders als der Gulden sei falsch.

„Nun," fragte der Kaufmann, ernster werdend, „kannst du nicht sagen, woher du den Gulden hast?"

Noch immer schwieg der Knabe, die Kehle war ihm wie zugeschnürt vor Schreck und Angst. Er

war nicht im Stande auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Da wandte sich der andere Herr zu ihm, der mit ihm das Local betreten und bisher in einem großen Buch geblättert hatte. Er schien Mitleid mit der Angst des armen Jungen zu fühlen und sagte freundlich, indem er ihm einen Rohrsessel hart vor die Füße schob: „Setz dich einmal hier nieder. — So, jetzt sage uns einmal wie du heißt?"

„Hugo Brinkmann," sagte der Knabe leise und zitternd.

„Gut, und wer sind deine Eltern?"

„Der Vater ist todt und die Mutter thut nähen und — und — es geht uns schlecht."

„Hast du noch Geschwister?"

„Ja, die kleine Mariedl."

„Wie alt bist du?"

„Neun Jahre."

„Und gehst du denn nicht in die Schule?"

„Ja, aber nach der Schule muß ich hausiren, weil — weil — es uns so schlecht geht."

„So, und wer hat dir diesen Gulden heute gegeben?"

Nun der Knabe einmal im Reden war, und überhaupt durch das freundliche Wesen des Herrn ermuthigt, erzählte er ohne Bedenken den Hergang im Gasthause.

„In welchem Gasthaus war das?"

„Beim Jägerhorn."

„Ei ja, das ist die Sängergesellschaft „Arion", mischte sich hier der Delicatessenhändler in's Gespräch. „Die treiben täglich ihren Ulk dort. Von denen ist so was schon zu glauben. Da hast du

deinen Gulden wieder, Kleiner, und die Zuckerle behalte für die Angst und den Schreck."

„Er ist also doch echt, der Gulden?" fragte der Knabe und griff zögernd nach demselben.

„Ei natürlich," lachte der Fremde. „Da hast du noch einen dazu. Trage beide deiner Mutter heim. Und morgen nach der Schule kommst du wieder hieher, hörst du? Es soll dein Schaden nicht sein."

Der Knabe entfernte sich mit Dankesthränen in den Augen. Der Herr schaute ihm nach und sagte in bedauerndem Tone: „Ein armer Junge!"

„Ja," entgegnete der Kaufmann seufzend, „in Wien gibt es eine Noth und ein Elend! Und dicht daneben wieder die größte Verschwendung und der raffinirteste Luxus!"

„Ich möchte so einen Jungen zu meiner persönlichen Dienstleistung," hub der Fremde nach kurzer Pause wieder an. „Wie meinst du, wenn ich diesen Hugo mit mir nähme?"

„Weiß nicht, ob du Dank dafür haben wirst, lieber Miller, es steckt oft der Keim der Nichtsnutzigkeit von der Wiege an in dem Volk. 's ist auch kein Wunder bei dem Leben!"

„Will's versuchen, das heißt, wenn seine Mutter ihn hergibt. Es würde mich freuen, aus dem Jungen einen ordentlichen Menschen zu machen."

War das ein Verwundern und eine Freude, als Hugo mit den zwei Gulden heim kam und der Mutter seine Erlebnisse vom heutigen Abend erzählte! Zwei Gulden! für die arme Wittwe

war das eine Summe, wie sie eine solche kaum die ganze Woche hindurch mit Nähen verdiente.

Die Dute mit den verzuckerten Früchten legte Hugo dem bereits schlafenden Schwesterchen unter das Kopfpolster und suchte dann selbst sein ärmliches Lager auf, aber schlafen konnte er in dieser Nacht nicht. Es war ihm zu Wunderbares und Außerordentliches am vergangenen Tage begegnet, und es war ihm nicht anders, als ob die Straßen und Gassen Wien's sich plötzlich in ein Mährchenland und die Häuser in Feenpaläste verwandelt hätten.

Am andern Tage, nach Schulschluß, musterte die arme Mutter den Anzug und das Schuhwerk des Knaben mit einer ganz besonderen Sorgfalt und ermahnte ihn hochklopfenden Herzens, ja recht artig und brav zu sein, wenn er zu dem fremden Herrn komme. Träumerisch nickte Hugo, dann hängte er sein Körbchen um und ging bald schnell, dann wieder zögernden Schrittes die lange, lange Straße hinunter, in welcher jene Delicatessenhandlung sich befand. Dort angekommen, blieb er unschlüssig vor dem Schaufenster stehen, er getraute sich nicht hinein. Eine geraume Zeit verging, Leute kamen und gingen, Hugo stand noch immer zögernd da an der Schwelle und war nahe daran, unverrichteter Dinge wieder fortzugehen, da stand plötzlich der Herr im lichten Ueberzieher vor ihm, wie aus der Erde gewachsen. Hugo schrack zusammen, als sei er bei einem Schelmenstreich erwischt worden.

„Ah, Kleiner, da bist du ja!“ redete der Fremde ihn an. „Jetzt sage mir einmal, möchtest

du nicht mit mir reisen in ein fremdes Land, dort in einem schönen Hause wohnen und etwas Ordentliches lernen?“

Erstaunt, fast entsetzt blickte Hugo den Fremden an. „Ja, aber die Mutter und das Mariedl!“ stieß er endlich mühsam heraus.

„Nun, zu deiner Mutter wollen wir jetzt deswegen gehen, komm!“

Und zwischen und neben der wogenden, hastigen Menschenmenge durchschritten die beiden die Straße entlang hinaus nach einem jener still entlegenen Gäßchen, wo die Armuth wohnt und nicht selten auch die Verzweiflung. Es hielt nicht schwer, die arme Tischlergehilfen-Wittwe zu bewegen, daß sie dem fremden Herrn, der sich als ein vor Jahren nach England ausgewanderter Maschinenmeister legitimirte, ihren kleinen Hugo überließ. Wohl blutete ihr Herz bei der Vorstellung, daß sie ihr Kind vielleicht nie mehr im Leben sehen würde, aber der Kampf und die Sorge um das tägliche Brod in seiner härtesten, bittersten Gestalt, wie er an die Armen der Großstadt herantritt, überwiegt zuletzt bei diesen Gequälten jedes andere Gefühl, und überdies sicherte ihr Herr Miller, so hieß der Fremde, noch eine monatliche Unterstützung von zehn Gulden zu, welche sie an jedem Ersten bei seinem Freunde, dem Delicatessenhändler in Empfang nehmen konnte. Und so kam denn der kleine Hugo nach England.

II.

Der Erfindungsgeist der Menschen schreitet rasch vorwärts, immer Neues, immer Wunder-

bareres schaffend. Unser Jahrhundert nannte man noch vor Kurzem mit Vorliebe das Jahrhundert des Dampfes, und schon ist man darüber einig, daß der Dampf eigentlich keine Zukunft mehr hat; dieß gehört unzweifelhaft dem neuesten Kinde des menschlichen Forschergeistes — der Elektricität.

Die Maschinentechniker und Elektriker der ganzen Welt haben sich in den herrlichen Weltausstellungsräumen des Praters zu Wien ein Stelldichein gegeben, um zu zeigen, was Erfindungsgeist und Kunst in dem letzten Jahrzehnt auf diesem Gebiete geleistet, zugleich aber auch, um zu sehen, was Andere erfunden und geleistet haben. Es ist ein künstlerischer und wissenschaftlicher Wettkampf, und Tausende und Abertausende von Menschen aus aller Herren Länder strömten in den Herbstmonaten des Jahres 1883 nach Wien, um die hier zur Schau gestellten Wunder der Elektricität zu schauen und zu bewundern.

Zwischen einer Gruppe kunstvoll gearbeiteter Maschinen eilte ein junger Mann hin und her, ordnend, prüfend, den Arbeitern Befehle ertheilend. Seine Lieblinge, die schönen Maschinen, die er meist selbst erdacht und construirt hatte, sollten erst in Betrieb gesetzt werden, und da gönnte er sich keine Ruhe, bis alles unter seiner persönlichen Leitung in bester Weise in Stand gesetzt war. Auf der Firmatafel, welche über der herrlichen Maschinengruppe prangte, stand der Name „Miller und Brinkmann.“ und der junge Mann, der so präcis und so eifrig die Aufstellung der Exposition überwachte und fördert, ist in der That

kein anderer, als der ehemalige Hausirerjunge Hugo Brinkmann, der jetzt nach vollen zwanzig Jahren seine Vaterstadt wieder betrat, und zwar als angesehener Maschinen-Ingenieur und Elektriker, zugleich Theilhaber der Firma „Miller und Brinkmann." So wunderbar sind die Wege der göttlichen Vorsehung.

Hugo's Gönner, der anfänglich nur die Absicht gehabt, sich eine Art Diener an dem Burschen zu erziehen, erkannte bald die großen Fähigkeiten und die außerordentliche Lernbegierde des Knaben. Er ließ ihn deshalb unterrichten und erlebte die Freude, daß Hugo sich zu einem der tüchtigsten Techniker ausbildete.

Hugo war während dieser Jahre nie nach Wien gekommen, und das hatte seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß seine Mutter und sein Schwesterchen der im Jahre 1866 in Wien grassirenden Cholera zum Opfer gefallen waren — kaum 3 Jahre nach seiner Abreise von der Heimath. Der Knabe war untröstlich und hatte sich fast die Augen ausgeweint, als diese Nachricht in England eintraf. Doch die Zeit und seine Umgebung linderten endlich seinen Schmerz, und jetzt betrachtete er England als seine Heimath und Herrn Miller als Vater, Mutter und Bruder zugleich.

So war er denn endlich wieder in Wien, freilich als ein Fremdling, als ein vollständiger Fremdling, auch der Delicatessenhändler war lange schon todt. Doch in stillen Stunden war zuweilen eine Erinnerung durch seine Seele gezogen, eine gar seltsame Erinnerung, und er beschloß, derselben nachzugehen. Den ersten freien Nachmittag benützte er dazu,

nahm einen Wagen und fuhr bis auf den Ring, von wo er sich dann zu Fuß den westlichen Bezirken zuwandte. Er schritt Gasse ein, Gasse aus mit einer Ruhe und Sicherheit, die es unschwer erkennen ließ, daß er sie einst bei Tag und Nacht durchwandelt hatte. Vor manchem alterthümlichen Gebäude blieb er stehen und weihte ihm einen Blick der Erinnerung. Endlich bog er in eine kurze Querstraße ein und stand in der nächsten Minute vor dem Gasthause „Zum Jägerhorn." Auch hier war alles noch so wie ehedem, nichts Wesentliches hatte sich verändert, und ein wehmüthiges Erinnern zog durch Hugo's Seele.

Einige befrackte Kellner fragten mit tiefen Bücklingen nach den Wünschen des vornehmen Gastes, der einfach den Eigenthümer der Wirthschaft zu sprechen verlangte. Ein alter corpulenter Herr erschien, und als er auf der Karte Hugos den Namen der angesehenen englischen Firma las, verneigte er sich fast bis zur Erde und fragte unterthänigst, womit er dem Herrn zu Diensten sein könne.

„Bitte, Sie sind wohl schon ziemlich lange hier in diesem Geschäfte, nicht wahr?" begann Hugo.

„Dreißig Jahre, Euer Gnaden."

Freudig erregt nickte Hugo: „So wissen Sie sich gewiß einer Volkssängergesellschaft zu erinnern, die vor ungefähr zwanzig Jahren viele Abende in Ihrem Locale verbrachte. Dort, glaube ich, in jenem Zimmer hat sich ihr Stammtisch befunden."

„Ja, ja, es war die Gesellschaft Arion, die kam viele Jahre lang zu mir.“

„Es war zu jener Zeit ein großes blondes Frauenzimmer bei der Truppe, ein junger Sänger glich ihr auffallend, er war gerade so blond. Wissen Sie sich nicht zu erinnern, Herr Wirth?“

„Ach ja, das war die blonde Pepi!“

„Ja, ich glaube, so nannte sie der junge Mann. Wissen Sie nicht, Herr Wirth, ob dieses Frauenzimmer noch am Leben, oder was aus ihr geworden ist?“

„I du mein Gott, Herr!“ rief der Wirth und schlug die Hände zusammen, „sie lebt, aber wie! Elend, elend, Herr!“

„Aber sie lebt, und Sie können mir ihre Adresse wohl sagen, Herr Wirth?“

„Ja, ja, meine Frau weiß die Adresse. Sehen Sie, Herr, es ist so bei diesem Völklein, wie gewonnen, so zerronnen, und wenn dann das Alter kommt, ist das Elend fertig. Sind Euer Gnaden vielleicht mit der Sängerin verwandt?“ und ein forschender Blick streifte die Gestalt des stattlichen Herrn.

„Nein.“

„Bitte um Entschuldigung, aber wenn Sie der Sängerin eine Unterstützung zukommen lassen, so thun Sie ein gutes Werk.“

Ernst und traurig hatte Hugo Brinkmann den Worten des Wirthes gelauscht. Jetzt fuhr er wie aus tiefem Sinnen auf und sagte: „Ich bin nicht verwandt mit der Dame, nicht im mindesten, aber eine Wohlthat hat mir das Mädchen seiner Zeit erwiesen, die für mein ganzes späteres Leben ent-

scheidend gewesen ist, und eben hier in Ihrem Locale war es, dort in jenem Zimmer.“ Und mit kurzen einfachen Worten erzählte Brinkmann jenen Vorfall mit dem Papiergulden und was sich für wunderbare, günstige Fügung für ihn daraus ergeben.

Aufmerksam lauschte der Wirth der Erzählung, und in seinen kleinen lebhaften Augen glänzten Thränen. „Wunderbar, wunderbar!“ flüsterte er und dann schlüpfte er in seinen Gehrock, nahm den Hut vom Nagel und bat den Gast, sich seiner Begleitung zur Wohnung der blonden Pepi zu bedienen. Dann trippelte er noch in die Küche hinein und fragte dort nach der genauen Adresse. „Wissen Euer Gnaden, meine Frau schickt ihr zuweilen einen Löffel Suppe,“ fügte er erklärend bei.

Wohnung war es eigentlich nicht zu nennen, ein Loch nur, wo auf einem ärmlichen Lager, das zu meist aus alten Kleidern und Lumpen bestand, die blasse, abgezehrte Gestalt der ehemaligen Volkssängerin lag.

Als die Herren eintraten, erhob sie sich von ihrem Lager und starrte ihnen mit ihren großen, unheimlich glänzenden Augen entgegen. Durch die hastige Bewegung und vielleicht auch durch die Erregung über den fremden Besuch stellte sich ein heftiger Hustenanfall ein und pfeifende Töne rangen sich aus der Brust der armen Sängerin, während hektisch rothe Flecken auf ihren Wangen erschienen. Als der Anfall vorüber war, sank sie kraftlos zurück und schloß die Augen.

Hugo war tief erschüttert. Das Elend und die Armuth, wie sie einstmal in der Wohnung

seiner Mutter geherrscht, waren ihm noch gar wohl erinnerlich, aber hier dieses Bild war gräßlich! Endlich schlug die blonde Pepi die Augen auf. In demselben Augenblicke traf das Auslaufmädchen vom „Jägerhorn“ mit einem Topf voll dampfender Suppe ein, und es war deutlich zu sehen, wie sich bei diesem Anblicke die Lebensgeister der Armen hoben, wie die schlaffen Züge munterer und frischer wurden und die trockenen Lippen den wohligen Speisenduft einsogen.

„Bringen Sie ein paar Stühle herüber,“ raunte der Wirth seinem Dienstmädchen zu, denn wie er seine Blicke auch durch den öden, traurigen Raum schweifen ließ, er sah nichts, worauf er Brinkmann zum Sitzen hätte einladen, oder worauf er selbst sich hätte setzen mögen. In der Ecke stand ein zerrissenes Lederkofferchen und zu Haupten des Bettes lehnte ein Stuhl mit drei Beinen, das war das ganze Meublement.

„Essen Sie nur zuerst, meine Liebe,“ sagte Hugo zu der Kranken, da er ihren Heißhunger wohl beachtet hatte, „wir wollen einstweilen hinausgehen, um Sie nicht zu stören.“

„Schrecklich, entsetzlich!“ flüsterte er dann, nachdem die Thüre sich hinter den beiden Männern geschlossen. Der Wirth getraute sich gar nicht aufzublicken, er wurde bald roth, bald blaß und war so verlegen, als träfe ihn eine Schuld oder eine Verantwortlichkeit für all das Elend da drinnen. Daß er nicht den Engländer ein Viertelstündchen bei sich aufgehalten und zuvor die Weibsleute vorausgeschickt hatte, mit etwas Hausrath und Bettzeug, nein, er konnte sich das nicht verzeihen,

ewig nicht! Doch er war ja natürlicher Weise niemals persönlich hier gewesen und hätte es sich doch nicht vorgestellt, daß es so trostlos und so desperat hier aussähe.

Endlich kehrte das Mädchen wieder und brachte nebst den Stühlen auch eine alte Bettdecke mit, welche die Wirthin ihr in der Eile mitgegeben. Nun traten die beiden Männer wieder ein.

Schon jetzt schien ihnen das Aussehen des armen Frauenzimmers günstig verändert. Sie saß, durch die genossene Nahrung gestärkt, aufrecht im Bette, hatte sich eiligst ihr Haar unter ein verschliffenes Häubchen gesteckt, und ein zufriedenes Lächeln lag auf ihrem blassen, hektischen Gesichte. Gespannt schaute sie den Herren jetzt entgegen und grüßte sie mit vollendeter Höflichkeit.

„Wissen Sie sich, meine Liebe, nicht mehr eines Abends vor vielen, vielen Jahren zu erinnern," begann Hugo, nachdem er auf einem Stuhle Platz genommen, „wo Sie im Gasthause dieses Herrn da einem kleinen Hausirerjungen eine Guldenbanknote in die Hand drückten, welche einer Ihrer Collegen als Fidibus verwenden wollte und bereits angebrannt hatte?"

„Ja, der Toni war's, der arme Schelm. Jetzt ist er auch todt, und ich habe Niemand mehr auf der ganzen Welt, — Niemand!"

„Nun, jener Hausirerjunge war ich, und der Gulden, welchen Sie mir damals zuwandten, hat den Grund zu meinem späteren Glück gelegt."

Die Sängerin schaute verblüfft und jedenfalls ganz verständnißlos zu dem Herrn hinüber. „Das verstehe ich nicht," sagte sie endlich und schüttelte

leicht den Kopf. „Ein Guldenzettel ist doch so wenig; ach, wie viele Guldenzettel flogen auf meinen Teller, wenn ich ein schönes Lied gesungen hatte! Jetzt freilich, seit ich nicht mehr singen kann (ein schmerzliches Zucken ging über ihr Gesicht), jetzt sind andere Zeiten! Wenn ich jetzt nicht die Frau Wirthin vom „Jägerhorn“ hätte, müßte ich verhungern.“

„Das soll jetzt ein Ende haben, meine Liebe. Ich bin reich und werde Sie für den Rest Ihrer Lebenstage vor Mangel schützen. Der Herr Wirth wird für ein anständiges Zimmerchen und für eine Bedienerin Sorge tragen und die Küche der Frau Wirthin wird Sie auch in Zukunft zufriedenstellen, hoffe ich.“

„Und das Alles wegen eines einzigen Guldenzettels, Herr, das ist doch nicht möglich! Sie treiben Scherz mit mir Armen,“ und mit weitgeöffneten Augen starrte sie beinahe ängstlich und furchtsam zu Hugo hinüber.

„Es ist mein voller Ernst,“ betheuerte dieser, sich erhebend, und ich wünsche und hoffe, daß Sie noch viele Jahre die glückliche Veränderung Ihrer Lage genießen.“

Jetzt stürzten Thränen aus den Augen der Sängerin, Thränen der Freude. Sie streckte die hageren Arme gegen Hugo aus und schluchzte: „Bin ein gar leichtfertiges Ding gewesen mein Leben lang, o sogar sehr leichtfertig. Wie viele Guldenzettel habe ich für unnützen Tand zum Fenster hinausgeworfen, und dieser eine Gulden, mit dem ich Gutes gethan, der soll mir so reiche

Früchte bringen? Gott, o Gott! ich kann es ja noch immer nicht glauben?"

Aber schon erschien der vom Wirthe herbeigerufene Arzt und gleich darauf zwei Träger mit einer Sänfte, und in weniger als einer Stunde war der Umzug bewerkstelligt.

Leider erfreute sich die blonde Pepi nicht mehr lange ihres besseren Looses. Noch ehe die elektrische Ausstellung geschlossen wurde, erlag sie einem heftigen Blutsturze. Sie starb mit einem heißen Segenswunsche für ihren Wohlthäter auf den Lippen.

7.

Aus dem Soldatenleben.

Der Militärgeistliche P. Marly erzählt im Jahre 1872 folgendes Ereigniß:

An einem Abende des vorigen Winters befand ich mich auf meiner gewohnten Spitalwanderung. Endlich setzte ich mich auf den Rand eines Bettes, worin ein Soldat lag, welcher unter unsäglichen Strapazen seinen Tornister vom Rhein bis an die Loire getragen und in zwölf Schlachten oder heißen Gefechten heldenmüthig gekämpft hatte. Nachdem er in Frankreich auch den Typhus durchgefochten, war er als Genesender heimgekommen d. h. in eine bayerische Garnison und dort in ein Kriegsspital.

Am Tische neben dem Ofen spielten ihrer Sechse mit einem Eifer, als gelte es, das große Loos zu gewinnen. Wir waren also ganz ungestört. Wir plauderten gemüthlich, als wären wir

Kameraden von Jugend auf; wir erzählten von Krieg und Frieden, von der lieben Heimath auf Erden und im Himmel. — Endlich sollte ich gehen; er reichte mir die Hand, und ich bot dem braven Krieger eine Medaille an. „Ich habe schon eine," sagte er, langte sein Portemonnaie unter dem Kopfkissen hervor, machte dasselbe auf und sprach: „Da sehen Sie meine Medaille; diese hat mir meine liebe Mutter noch gegeben, bevor wir ausgerückt sind."

„Aber warum tragen Sie dieselbe nicht auf der Brust?" bemerkte ich.

„Ich könnte sie verlieren, und sehen Sie, Herr Kaplan, diese Medaille ist mir lieber als ein Kronenthaler, die behalte ich mein Leben lang als Andenken!"

„Warum doch?"

„Das wollte ich ihnen schon gestern erzählen, aber ich durfte es nicht recht. Morgen, wenn Sie wiederkommen, muß es heraus, und dann vielleicht noch etwas Anderes auch, das mir seit Neujahr schon auf dem Herzen liegt. Gute Nacht, Herr Kaplan, ich bitte, kommen Sie doch morgen wieder."

Ich kam wieder, es war um dieselbe Stunde. Im Krankensaal sah es sehr gemüthlich aus: Die Nachtkost war vorüber, das Bier war nachträglich auch gekommen, und am Tische saßen wieder die Spieler, die um Pfennige spekulirten, während große Herren die Karten auswarfen um ein Kaiserreich. Die Spieler am Ofen bekamen meinen ersten Gruß. Der Krankenwärter kleidete sich an, um in die Stadt zu gehen, dort die Spitalluft auszuathmen und etwas Besseres dafür einzuathmen. Es muß das sein, sonst hält ein solcher

Krankenwärter nicht lange aus. Dann setzte ich mich wieder zu meinem guten Bekannten, der sein Bett noch nicht verlassen durfte.

„Nun wollen wir auch etwas plaudern; vor allem möchte ich also wissen, warum Sie auf Ihre Medaille dort in Ihrem Portemonnaie so großen Werth legen. Sie glauben gewiß, so lange die Medaille darin, gehe das Geld nicht aus? Hab ich's errathen, Freund?"

„Nicht errathen, Herr Kaplan," sagte er, „das wäre dummer Aberglaube, nein, die Sache ist so." Er legte sich bequemer zurecht, nahm sein Portemonnaie in die Hand, dann fuhr er fort:

„Also diese Medaille hat mir meine Mutter gegeben, als wir ausrücken mußten; ich glaub', es war der 1. August. Sie selbst hängte mir die Medaille um, ohne zu sprechen, sie weinte nur. Als ich ging, sagte sie: „Ich habe dir oft zugesprochen, umsonst — jetzt empfehle ich dich der Mutter Gottes. Wenn du mich auch vergessen kannst, vergiß nur diese nicht." — Ich schied und zerdrückte im Gehen eine dicke Thräne, die mir in's Auge geschossen war. „Wenn du mich auch vergessen kannst, vergiß nur diese nicht!" Das ging mir im Herzen herum und ich sage Ihnen, ich habe weder die eine Mutter noch die andere vergessen.

Fort gings in den lustigen Krieg aus Bayern hinaus, ohne daß ich gebeichtet hätte. Das wollte ich nicht; ich war zu leichtsinnig. Ich sage Ihnen, es war nichts Gutes an mir, als die Medaille der lieben Mutter Gottes. Das ist wahr, die allerseligste Jungfrau habe ich immer gern gehabt;

in meiner ärgsten Ausgelassenheit hat ein Gedanke an sie mich ernst gestimmt, in meiner Traurigkeit mich getröstet, in meinem Zorn mich besänftigt. Ich war sehr zufrieden, daß ich eine Muttergottesmedaille trug. Aber nun hören Sie!

Bei Wörth ist es heiß hergegangen. Ich gehörte zum I. bayerischen Korps; zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags haben wir tüchtig eingreifen müssen, sonst wär's schief gegangen. Von Langensulzbach gingen wir vor auf Wörth; da wurde ich getroffen von einer Kugel gerade auf die Brust. Betäubt fiel ich zu Boden, während meine Kameraden vorrückten Als ich zur Besinnung kam, sieh, da fühlte ich nicht den geringsten Schmerz; ich suchte nach meiner Wunde, der Rock, die Weste, das Hemd, alles war bis auf den Leib durchlöchert, auf der Brust fand ich nur einen blauen Fleck und in meiner Hose die Medaille, die von der Schnur losgerissen war, in dem Stiefel aber fand ich die feindliche Kugel, sie war flach gequetscht, wie ein halber Gulden, und auf der einen Seite sah man deutlich das Bild der Mutter Gottes und rings um dasselbe herum die verkehrt stehenden Buchstaben der Worte: Maria sine labe concepta intercede pro nobis. (Maria, ohne Makel empfangen. bitte für uns.) Sehen Sie da die Kugel und die Medaille, — paßt das Gepräge nicht vollkommen? — Diese Medaille hat mir das Leben gerettet! Und nun sagen Sie, Herr Kaplan, soll ich die Mutter Gottes vergessen können? oder auch meine Mutter, die mich mit diesem Marienschilde versehen hat? Diese zwei Sachen bewahre ich auf, sie sollen meinen

Kindern noch theuer sein und einst im Leichtsinn der Jugend und in Gefahr des Lebens ihnen zurufen:

„Vergesset die Mutter nicht!"

„Sehen Sie, das hätte ich Ihnen längst gerne erzählt. Jetzt aber noch etwas. Kommen Sie dieser Tage noch einmal, ich bitte Sie, Herr Kaplan. Sie sehen, ich habe Vertrauen zu Ihnen, und da möchte ich jetzt einmal eine christliche Beicht machen. Vorige Ostern bin ich nicht absolvirt worden, und da hab ich gedacht: Jetzt beichtest du schon gar nicht mehr! — Aber die Mutter Gottes hat mich nicht verlassen, sie hat mir so wunderbar geholfen, und da wäre ich doch gewiß ein schlechter Mensch, wenn ich nicht in mich ginge; ich muß ordentlich beichten. Wenn ich wieder heimkomme zur Mutter, dann soll sie sehen, daß ich ein anderer geworden bin. Ich wollte ihr schon längst schreiben, aber immer hielt mich etwas zurück. Nach der Beicht kann ich besser schreiben, ich weiß das."

Acht Tage später war nicht nur eine längere Beicht abgelegt, auch ein langer herzlicher Brief war geschrieben und die Mutter unsres Soldaten ging getröstet zur schmerzhaften Mutter im Herzogspitale zu München, um dort links vor dem Gnadenaltare an der Communionbank kniend, dankte sie unter Thränen für die Bekehrung ihres Sohnes.

8.

Das brennende Kerzchen.

In Paris lebten zwei bejahrte Eheleute unter schweren Sorgen in der bittersten Noth. Sie bewohnten eine armselige Stube, wofür sie jährlich 20 Franken Miethe bezahlen mußten. Gar oft gingen sie des Abends hungrig zu Bette, und hatten nach dem Erwachen zum Frühstück manchmal kaum alte Brodkrusten, die sie erst im Wasser aufweichen mußten, um sie genießbar zu machen. Und doch wagten sie nicht, ihre Noth zu gestehen; denn sie waren vordem in guten Verhältnissen gewesen und ohne ihre Schuld nach und nach in dieses Elend gekommen. In der letzten Zeit hatten sie von dem Verkaufe ihrer Habseligkeiten gelebt; jetzt aber war alles verkauft.

Es war an einem Samstage; sie hatten keinen Heller Geld mehr, kein Stück Brod. Der Mann lag krank zu Bette, die Frau war schwach. Der Tag verging unter Jammer, die Nacht kam, und sie hatten noch keinen Bissen genossen. Da saßen denn die Alten zusammen und weinten und beteten. Der Sonntag war noch schrecklicher. Am Abend endlich trieb die furchtbare Qual des Hungers die Frau auf die Straße. Sie wollte betteln, aber so oft sie das bittende Wort hervorbringen

wollte, da verschloß ihr die Scham den Mund und sie kehrte wieder heim, erschöpfter und entmuthigter, als sie ausgegangen war.

Seit achtundvierzig Stunden hatten sie keine Nahrung genossen, und der Angstschweiß rieselte über die bleichen abgemagerten Gesichter. „Wir sterben“ jammerte mit matter Stimme der Greis, „Gott verläßt uns!“ Die Frau antwortete nicht. Nach einiger Zeit erhob sie den Kopf und sagte, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen: „Wir wollen die heilige Jungfrau anrufen, sie ist ja die Trösterin der Betrübten, die Zuflucht der Leidenden, sie wird uns helfen. Warte, ich habe noch eine kleine Kerze, die wollen wir vor ihrem Bilde anzünden. Ich bin gewiß, daß sie uns Hilfe schickt.“ — Gesagt, gethan! Im Dunkeln finden sie das Kerzlein, zünden es an und stellen es vor ein kleines Marienbild, das noch in ihrem Besitze war, weil es Niemand hatte kaufen wollen. Da knieten sie nieder und beteten und weinten bitterlich.

Nun wohnte in einem Seitenflügel desselben Hauses eine Arbeiterin, die ein krankes Kind hatte. Diese stand in der Nacht auf, um dem Kinde zutrinken zu geben, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die beiden alten Leute noch Licht hatten. Sie kannte dieselben nur oberflächlich, aber wenn sie sich begegneten, grüßten sie einander. — Am Ende ist den Leuten etwas zugestoßen, dachte sie bei sich, und ohne sich weiter zu besinnen, kleidete sie sich nothdürftig an, nahm eine Laterne und ging, um nach den beiden Alten zu sehen.

Als sie die Stubenthüre geöffnet, welch' ein jammervoller Anblick! Da lagen die beiden Armen bleich und zitternd zusammengesunken vor dem Bilde Mariens. Rasch eilte sie auf dieselben zu und fragte besorgt, was ihnen fehle. Unter Thränen gestanden sie ihre Lage, und schneller, als sie gekommen, war die Arbeiterin wieder verschwunden. Sie eilte schnell in ihr Stübchen, nahm Brod, Fleischbrühe und was ihr sonst noch an Nahrungsmitteln in die Hände kam, und ging wieder hinüber zu den Alten, die sie zärtlich umarmte und tröstete.

Am folgenden Tage benachrichtigte sie den Pfarrer, sowie den Vorsteher des St. Vincenz-Vereins. Beide kamen sofort in die Wohnung des unglücklichen Ehepaares und machten ihnen liebreiche Vorwürfe, daß sie ihre Noth so lange verheimlicht.

Es wurde für eine nachhaltige Unterstützung gesorgt. Einige Tage später fiel den beiden Alten eine kleine Erbschaft von einem entfernten Verwandten zu.

Wie oft erzählten sie später Jedem, der es hören wollte, daß sie ihre Rettung der Mutter Gottes zu verdanken hatten. Ohne das Kerzlein, oder vielmehr ohne das große Vertrauen auf Maria, das ihnen den frommen Gedanken eingab, das Kerzlein anzuzünden, hätte ihre Nachbarin ihnen nicht zu Hilfe kommen können, und sie wären dem Hunger unterlegen, ehe die kleine Erbschaft angekommen.

D'rum, drückt dich nieder bittre Noth,
Die Sorge um das täglich Brod,
Dann zünde schnell ein Kerzlein an,
Das Kerzlein heißt: mit Gottvertrau'n,
Heiß betend auf zum Himmel schau'n;
Und bald wird Trost und Hilfe nah'n.

9.

Ein kaiserlicher Schuldirektor.

Es ist erstaunenswerth, was Kaiser Karl der Große für das Schulwesen that. Er selbst ging im Eifer wissenschaftlicher Ausbildung voran. Er, der Kriegesheld, welcher fast sein ganzes Leben lang das Schwert nicht aus der Faust brachte, lernte noch in seinen vorgerückten Jahren die Schriftzüge der alten Manuscripte nachbilden und nahm Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Rechenkunst und Sternenkunde, und las fleißig in den Werken der Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, aus denen er sich auch öfter während der Mahlzeit vorlesen ließ.

Das Schulwesen lag ihm sehr am Herzen, und er war bemüht, es zu heben, um durch die Verbreitung der nöthigsten Kenntnisse im Volke die nationale Entwicklung zu fördern. Durch seinen gelehrten Freund Alçuin ließ Karl an Domkirchen, Stiften und Klöster gelehrte Schulen gründen, unter welchen die zu Lyon, Paris, Tours, Orleans, Soissons, Aachen, Metz, Mainz, Würzburg, Trier, Paderborn, Osnabrück, Fulda, St. Gallen u. a. sich besonders auszeichneten. Auch

auf Gründung von Volksschulen war er bedacht, und hierin hatte er einen besonders eifrigen Mitarbeiter an Theodulf, den Bischof von Orleans.

An seinem kaiserlichen Hofe zu Aachen hatte er eine eigene Schule errichtet, über welche er in eigener Person das Direktorium führte. Als nun der hohe Herr Schuldirektor einstmals wieder einmal die Schule besuchte und die Arbeiten der Schüler sich vorlegen ließ, fand er zu seinem großen Verdruße, daß die Arbeiten der Knaben von niederer Herkunft gut, die der vornehmen Knaben schlecht waren. Da stellte er die guten Arbeiter zu seiner Rechten, belobte sie ihres Fleißes wegen und versprach ihnen für die Zukunft hohe Würden und einträgliche Stellen. Dann aber wendete er sich zu den Ungeschickten und sprach zu ihnen in ernstem Tone also:

„Ihr hochgeborene Söhne, Ihr zierliche und hübsche Leutchen, die ihr vertrauet auf euere Abkunft und eueren Reichthum; meinen Befehl und euere Ehre hintansetzend, habt Ihr die Wissenschaft vernachlässigt und die Zeit in Wohlleben mit Spiel, Nichtsthun und leerem Treiben verbracht. Beim Herrn des Himmels! Ich gebe nicht viel auf euere vornehme Herkunft und euer hübsches Aussehen, wenn auch Andere euch anstaunen mögen; und seid versichert, wenn Ihr nicht eiligst euere Nachlässigkeit durch Fleiß und Eifer wieder gutmachet, so habt ihr von Karl nie etwas Gutes zu erwarten!“

10.

Am Grabe der Mutter.

I.

Martin bewohnte mit seiner Ehefrau und Marie, seinem zehnjährigen Töchterchen ein einstöckiges, freundliches Häuschen, welches vor dem Stadtthore lag und von einem sorgsam gepflegten kleinen Garten umgeben war. Als gelernter Gärtner besorgte er seit Jahren die Arbeiten in dem großen, gleichfalls außerhalb der Stadt gelegenen Garten eines reichen Privatmannes. Da Martin in der Gärtnerei sehr erfahren und ebenso fleißig und redlich war, wurde er von dem Besitzer gut bezahlt. Auch Frau und Tochter trugen zur Mehrung des Einkommens bei, indem sie für die Leute wuschen und nähten und allerlei Geschäftsgänge besorgten. Da überdies die Ansprüche der braven Familie an das Leben sehr bescheiden und ihre Lebensweise höchst einfach war, hatten sie nicht blos ein genügendes Auskommen, sondern brachten es nach zehnjähriger Sparsamkeit dahin, daß sie dieses Häuschen, in welchem sie bisher in Miethe gewohnt, als Eigenthum erwerben konnten; und so lebten sie hier seit Jahren in glücklicher Zufriedenheit. — Aber Glück und Glas — wie leicht zerbricht das! —

Ganz plötzlich und mit Einem Schlage sollte dieses beneidenswerthe häusliche Glück zerstört und in Jammer verwandelt werden.

Es war an einem Sommerabende. Martin arbeitete wie gewöhnlich in jenem nahe am Flusse gelegenen Garten, als plötzlich vom Flusse her lautes Schreien und jämmerliches Hilferufen erscholl. Schnell warf Martin sein Grabscheit bei Seite und eilte aus dem Garten zum Ufer. Hier erblickte er zu seinem Schrecken mitten im Flusse einen zehnjährigen Knaben, der mit den Wogen rang. Er hatte sich unvorsichtiger Weise an dieser gefährlichen Stelle gebadet, war in die Strömung gerathen und von ihr fortgerissen worden. Wenn nicht schnelle Hilfe kam, war er rettungslos verloren. Schnell entschlossen und nicht bedenkend, daß er kein geübter Schwimmer sei, warf sich Martin in voller Kleidung in den Fluß und arbeitete sich, da ihm das Wasser nur bis an die Schulter reichte und er festen Boden unter den Füßen hatte, glücklich durch den Strom bis zu dem Knaben. Schon hatte er denselben erreicht, mit beiden Armen umschlungen und wendete sich dem Ufer zu; da gerieth er in eine Untiefe und versank mit seiner Last in den Wellen. Jetzt verwandelte sich das vorherige Beifallrufen und Freudengeschrei der am Ufer stehenden Menge in Schreckenschreie und Hilferufen.

Indessen waren Schiffer mit einem Kahne herbeigekommen und es gelang ihnen, den wieder auftauchenden Knaben zu erfassen und in den Nachen zu heben. Aber von dem armen Martin war keine Spur zu sehen, er kam nicht mehr an

die Oberfläche, er ward das Opfer seiner Nächsten-liebe. Nach mehrstündigem Suchen zogen ihn die Schiffer als Leiche aus dem Wasser.

Spät Abends trug man den Todten zu seiner nichts Schlimmes ahnenden Familie. Laut auf-schreiend stürzten Mutter und Tochter über die Leiche her. Es war ein herzzerreißender Auftritt, und alle Anwesenden weinten laut mit. Wer könnte solchen Jammer beschreiben! Hatten ja die Armen den so innig geliebten Gatten und Vater, ihrem Rather und Ernährer verloren. — Ach, und so plötzlich und unerwartet und auf eine so klägliche Weise verloren! — Hier war aller Menschentrost unwirksam, nur die Religion konnte sie in solch entsetzlichen Jammer aufrecht erhalten, nur lebendiger Glaube, festes Gottvertrauen und kindliche Ergebung konnte Trost träufeln in die so tief und schmerzlich verwundete Herzen.

Der gerettete Knabe, der Sohn einer reichen Wittwe, war in Begleitung einer Tante zum Be-suche bei Verwandten hier. Man hatte vielleicht erwartet, daß derselbe anderen Tages in das Haus des Gärtners geführt werde, damit er bei der Leiche seines Retters den Gefühlen des Dankes und des Leides Ausdruck gebe und die um seinet-willen so schwer getroffene Familie tröste; allein nachdem er sich die Nacht über von seinem Schrecken einigermaßen erholt hatte, war die Tante schon am frühesten Morgen mit ihm abgereist, um noch eher heimzukommen, als die Nachricht von dem Unglücksfalle dahin gelangte, welche die Mutter des Knaben in tödtliche Angst versetzt haben würde.

Aber schon nach zwei Tagen gelangte an den

Pfarrer ein Schreiben, in welchem die Mutter des Geretteten denselben ersuchte, der armen Wittwe des Verunglückten ihr tiefstes Beileid auszusprechen, und beifolgende hundert Gulden zu übergeben mit der Zusage, daß diese Unterstützung bis auf Weiteres sich jährlich erneuern werde.

So war wenigstens die eine bittere Folge des Unglücksfalles beseitigt und der Noth vorgebeugt, in welche der Verlust ihres Ernährers die Armen versetzt haben würde. Mit diesem Unterhaltsbeitrage, vereinigt mit dem wenn auch mäßigen Verdienste ihrer Handarbeiten, und nöthigen Falles mit zuhilfenahme früherer Ersparnisse war ihre Existenz gesichert, und sie konnten der nächsten Zukunft ohne ängstigende Sorge entgegensehen.

II.

So verflossen ein, zwei, drei Jahre ohne eigentliche Nahrungssorgen, aber immerhin sorgenvolle Jahre, besonders für Marie. Die Mutter hatte sich von dem Schrecken jenes Unglückstages nie mehr recht erholen können und kränkelte beständig, und wenn auch ihre häuslichen Verhältnisse erträglich waren, der innere Kummer, das tiefe Herzeleid um ihren guten Mann, die Mutterforge um die Zukunft ihrer lieben Marie nagten fortwährend an ihrer Gesundheit.

Im dritten Jahre nach dem Tode Martins nahm ihr Zustand eine immer bedenklichere Gestalt an. Sie verhehlte sich denselben nicht und unterließ auch nicht, ihre Tochter durch gelegenheitliche Andeutungen auf das Schlimmste vorzubereiten. Scheinbar wollte Marie diese Andeut-

ungen nicht verstehen; ach, sie konnte den Gedanken, die Mutter werde sterben, gar nicht fassen, und doch wurde sie seiner nicht los und vergoß im Geheimen reichliche Thränen.

Ein neuer Unglücksschlag versetzte dem wankenden Leben der armen Wittwe den letzten Stoß, der sie auf das Krankenbett warf, von welchem sie sich nimmer erheben sollte.

Die eben angekommene Jahresunterstützung war von einem Schreiben begleitet, in welchem der Absender mittheilte, Frau R. sei vor einem Monat plötzlich gestorben, und da sie in dieser Angelegenheit keinerlei schriftliche oder mündliche Verfügung getroffen, so sei er als gerichtlich bestellter Vormünder und Vermögensverwalter außer Stande, fernere Zahlungen zu leisten, es sei denn, daß die Wittwe durch schriftliche Urkunde ihren Anspruch auf ständige Unterstützung nachzuweisen vermöge. Dieses aber war nicht möglich, denn die jährliche Unterstützung war nur „bis auf Weiteres“ zugesagt worden. Das zerknickte die letzte Lebenskraft der Wittwe und sie eilte mit raschen Schritten ihrem Ende zu.

Eines Nachmittags richtete die Kranke im Bette sich mühsam ein wenig auf und rief ihre Tochter, welche am Fenster saß und nähte, zu sich mit den matten Worten: „Marie, komm einmal her zu mir, ich habe dir etwas zu sagen.“

Augenblicklich legte diese ihre Arbeit bei Seite und eilte zum Bette der Mutter. „Lieb Mütterchen, was hast du mir denn zu sagen?“ fragte sie, ihr zärtlich die Wangen streichelnd. „Aber

ich bitte dich, rede nicht zuviel, es strengt dich an, und du bist ohnedies so schwach."

„Gutes Kind, herzliebste Marie," sprach jetzt die Mutter, indem sie die Hände der Tochter in die ihren faßte und innig drückte: „Wir müssen von einander scheiden. — Mein Ende ist nahe, — ich fühle es deutlich; — ich werde heute noch sterben."

„Sterben!" rief Marie unter heftigem Schluchzen, „nein, Mutter, nein, nein, du darfst noch nicht sterben! Du darfst von deinem armen Kinde nicht scheiden! O mein Gott, was soll denn mit mir werden ohne mein liebes Mütterchen. Ach, Mutter, willst du mich denn wirklich verlassen?"

„Liebes Kind, ob ich will oder nicht will, darauf kommt es hier nicht an, sondern darauf, was der liebe Gott will, und ich unterwerfe mich ganz und gar seinem väterlichen Willen. — Und wenn Er nun beschlossen hat, mich aus diesem Leben abzurufen, wirst du denn deshalb verlassen sein? Bleibt dir nicht der liebende Vater im Himmel, der seine Kinder auf Erden nicht verläßt, wenn sie ihn nicht verlassen? O Marie, sei gewiß. wenn du gut und fromm bleibst, wie du bisher warst, wird Gott dich nicht verlassen. — Laß dir nur nicht bange sein, wenn deine irdische Mutter von dir scheidet. Du hast ja noch eine andere Mutter im Himmel droben, die nicht stirbt und welche dich so sehr, ja noch viel mehr liebt, als ich, und zu deinem Glücke weit mehr zu thun vermag, als ich es könnte. — Sieh, lieb' Kind, alle Tage seit deiner Geburt hab' ich dich im Gebete der Himmelsmutter Maria empfohlen, und

es wird dies mein letztes Gebet sein, wenn der Tod mir die Augen schließt. — Vertraue dich ganz und gar Maria an, sie wird deine Mutter sein. — Ich hoffe, sie bald zu sehen, und dann werde ich nicht aufhören, dich ihrer Mutterliebe und ihrem mächtigen Mutterschutze zu empfehlen."

Während die Mutter mit vielen Pausen und immer schwächer werdender Stimme dieses sprach, floß fort und fort der Thränenstrom über des Kindes bleiche Wangen. „Ach Mutter!" rief jetzt Marie, „aber es ist gar zu hart, von dir auf immer zu scheiden!"

„Nein, lieb Kind, nicht auf immer," tröstete die Mutter, „nein unsere Trennung wird nicht immer dauern. Sieh, dein mir vorausgegangener Vater, das Opfer seiner christlichen Liebe, und ich und du werden dort oben einst wieder vereinigt werden und nie mehr von einander scheiden."

Plötzlich veränderte sich jetzt das Antlitz der Kranken, und sie sprach leise: „Es ist Zeit, daß ich dir meinen letzten Mutterseegen ertheile, komm!"

Maria beugte sich vor der Mutter auf das Bett nieder. Diese erhob die zitternden Hände und legte sie auf den Kopf der Tochter; die brechenden Augen zum Himmel richtend, lispelte sie einige nicht mehr verständliche Worte, und nach wenigen Augenblicken glitten ihre Hände vom Haupte der Tochter nieder auf das Bett und ihr Haupt sank in die Kissen zurück; noch ein tiefer Seufzer, und ihre Seele war entflohen.

Marie sank in die Kniee; sie jammerte nicht, sie weinte nicht, stumm drückte sie die Stirne an

das Polsterkissen und preßte die Hände an ihre Brust; es war ihr, als zerspringe ihr das Herz.

III.

Die Beerdigung war vollbracht; das Grab war geschlossen und das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, das Unterpfand der über Tod und Grab hinausreichenden Christenhoffnung auf dem Grabeshügel aufgepflanzt. Bald war der Kirchhof von der zahlreichen Leichenbegleitung entleert und ringsum herrschte eine tiefe, feierliche Stille; Marie allein kniete noch betend und weinend am Grabe der geliebten Mutter; sie glaubte sich nicht von ihr trennen zu können. Schon breitete sich die Abenddämmerung über die Gräberreihen aus, und immer noch kniete Marie da, die in Thränen schwimmenden Augen starr auf den Grabeshügel gerichtet, als wollte sie ihn durchbohren und sich hineinwühlen zur lieben Mutter. Jetzt endlich richtete sie den Blick nach oben und seufzte laut:

„O mein Gott, — ohne Vater, ohne Mutter — allein und verlassen in der bösen Welt! O, daß ich hier im Grabe an der Seite meiner lieben Mutter schliefe, wie glücklich wäre ich!“

Jetzt aber wachte in ihrem Geiste die Erinnerung an die letzte Lebensstunde der Mutter auf, und sie glaubte jene Trostesworte wieder zu hören, welche die Sterbende zu ihr gesprochen, und wie träumend sagte sie sich dieselben laut vor:

„....Laß dir nicht bange sein, wenn deine irdische Mutter von dir scheidet. Hast du denn nicht noch eine andere Mutter im Himmel, welche dich so sehr ja noch weit mehr liebt als ich, und

für dein Glück viel besser zu sorgen vermag, als ich es könnte. Bald werd' ich sie sehen und dann nicht aufhören, dich ihrer Mutterliebe und ihrem Mutterschutze zu empfehlen." — „O heißgeliebte Mutter," rief jetzt Marie mit erhobener Stimme, „so sprach dein sterbender Mund. O vergiß nicht, was du deinem trostlosen Kinde versprochen hast. Du schaueſt jetzt das Angesicht der Himmelsmutter und ihres göttlichen Sohnes; unterlasse nicht, dein verlassenes Kind ihrer Lieb und ihrem Schutze zu empfehlen!"

Nicht gar ferne von dieser Stelle kniete, von den die Gräber umgebenden Cypressen verdeckt, eine vornehme Dame in Trauerkleidern an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel. Aufmerksam gemacht durch das laute Selbstgespräch, horchte sie mit steigender Gemüthserregung. Nachdem es stille geworden, erhob sie sich und schaute forschend umher; da erblickte sie das Mädchen, und wie ein Wetterleuchten durchzuckte ein Gedanke ihren Geist, und die Hände faltend, die Augen zum Himmel richtend, sprach sie leise vor sich hin: „Dank dir, Dank, Maria, du Mutter der Barmherzigkeit, daß du mir so schnell, so wundersamer Weise gewährest, um was ich zu dir gefleht. Ja, ich erkenne es, dieses Kind sendest du mir zu für jenes, welches mir der Tod geraubt!" Und ohne Verzug nahte sie sich leisen Trittes dem Mädchen. Marie sprang bei dem nahen Geräusch auf und war nicht wenig erschrocken, als sie die in Trauer gehüllte Frauengestalt, wie plötzlich aus dem Grabe aufgestiegen, vor sich sah. Diese aber bot ihr Liebe strahlenden Blickes freundlich die Hand und sprach mit

sanfter Stimme: „Du armes Kind, wie ich aus deiner lauten Klage vernommen, beweinst du den Vater und die Mutter!“ —

„Ach ja,“ entgegnete Marie, „mein guter Vater ist vor vier Jahren gestorben; er ertrank im Flusse bei der Rettung eines Knaben, und meine liebe Mutter wurde soeben hier ins Grab gesenkt. O das ist hart, das ist hart!“ sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

„O liebes Kind!“ sprach die Dame, ich begreife gar wohl dein tiefes Herzeleid, ich fühle es mit, denn auch mein Herz ward durch ähnlichen Schmerz zerrissen und blutet aus gleichen Wunden. Doch du verzage nicht und sei getrost! Deine Mutter ist bei Gott, und wird dort mehr für dich wirken, als sie in diesem armseligen Erdenleben vermocht hätte. O die Mutterliebe löscht nicht aus, wenn auch der Leib im Grabe ruht. — Du wirst es inne werden, wie treu deine Mutter erfüllt, was sie sterbend dir versprochen hat. Und nun höre: „Mein Gemahl fiel im letzten Kriege, und vor wenigen Wochen entriß mir der Tod meine Tochter, in deinem Alter, — mein einziges Kind, die Freude und der Trost meines Lebens. Sieh dort in jenem Grabe ruhet sie. Wie du, stehe ich nun einsam da in der Welt. Ach und das Mutterherz verlangt so heiß nach Kindesliebe! O schenke du mir solche, ich biete dir dafür die volle Mutterliebe! Wer könnte da das Walten der göttlichen Vorsehung verkennen. Ja, Gott hat uns hier an den Gräbern unserer lieben Verstorbenen zusammen geführt, auf daß wir wieder finden möchten, was wir ver-

loren und beweinen — du die Mutter, und ich die Tochter!“

Nur noch wenige Worte wurden gewechselt und nach wenigen Augenblicken lagen sich beide in den Armen und besiegelten durch innige Küsse den Liebesbund.

An der Hand der Baronin v. R. ging Marie vom Grabe der Mutter hinweg, dieser ihrer zweiten Mutter folgend.

Nach einiger Zeit, während welcher sich Mariens Würdigkeit bewährt, wurde sie von der Baronin als Tochter adoptirt. Keine von Beiden bereute später den Entschluß, welchen sie an heiliger Stätte gefaßt; beide hielten treu, was sie dort an den Gräbern ihrer Lieben sich gegenseitig gelobt hatten. Oft besuchten sie mit einander diese Gräber, an welchen sie für die Hingeschiedenen beteten und Gott und Maria lobpriesen.

Wenn das Auge bricht,
Dann verlaß uns nicht,
Süße Jungfrau Maria!
Flehe zum Sohne,
Daß er uns schone,
Hilf uns, Mutter Maria!

H.

11.

Die verlorene Medaille.

Ein französischer Verbannter aus gräflichem Stamme, der so glücklich war, den größten Theil seines bedeutenden Vermögens den Krallen der

berüchtigten Kopfabhacker Robespiere, Danton, Marat und Consorten zu entreißen, um sich mit seiner Familie eine ehrenvolle Stellung damit zu sichern, erzählte folgende Begebenheit aus seinem Leben:

Ich saß schon seit längerer Zeit im Gefängnisse zu Paris und sah mit hundert Anderen der Vollstreckung des Todesurtheils entgegen. Eines Morgens tritt der Kerkermeister ein und liest die Namen derjenigen ab, die nun den Karren zu besteigen und ihr Haupt unter das Fallbrett zu legen bestimmt waren. Die Todtenliste mochte ungefähr fünfzig Namen enthalten; auch mein Name war darunter. Eine namenlose Verwirrung entstand unter den Verlesenen: die einen weinten und heulten und fluchten den Tyrannen, indeß die anderen jauchzten und Gott laut priesen, daß nun die Stunde ihrer Erlösung gekommen sei.

Alle hatten bereits das Gefängniß verlassen, um den verhängnißvollen Gang anzutreten, nur ich allein war noch zurück. „Ach, haben Sie Geduld mit mir!“ rief ich dem Kerkermeister zu, „ich habe heute Nacht meine Medaille verloren, und ohne diese kann ich doch nicht gehen!“

„Medaille? was für eine Medaille?“ rief er ungeduldig.

„Meine Medaille,“ antwortete ich, indem ich mit ängstlicher Hast das Kerkerstroh durchsuchte, auf dem ich gelegen.

„Vorwärts! keine Minute Verzug!“ rief der Mann gebieterisch aus.

„Ach, seien Sie barmherzig, gönnen Sie mir nur einen Augenblick!“ flehte ich auf meinen

Knieen liegend, „mein ganzes Leben hindurch habe ich die Medaille auf meiner Brust getragen — und jetzt — auf meinem letzten Gange . . .“ Der Schmerz um das verlorene Kleinod erstickte meine Stimme. Ich erwartete einen heftigen Zornausbruch des Kerkermeisters und dachte nicht anderes mehr, als daß er nun die Wache rufen und mich mit Gewalt hinwegführen lassen werde. Doch ich täuschte mich! Er blieb völlig ruhig, lächelte mild und sagte:

„Nun, so bleiben Sie heute ohne Medaille am Leben, um morgen mit der Medaille die Guillotine zu besteigen.“ Mit diesen Worten kehrte er mir den Rücken und warf die Thüre des Gefängnisses in's Schloß. In diesem Augenblicke fand ich die Medaille. Ich rief dem Kerkermeister, aber er hörte mich nicht mehr. Ich drückte das theuere Bild der seligsten Jungfrau an meine Lippen und küßte es mit Inbrunst, als hätte ich das Leben gewonnen.

Am nächsten Morgen öffnete sich die Gefängnißthüre wieder, ein fremder Kerkermeister, den ich nie zuvor gesehen, tritt ein und nennt die Namen der zur Hinrichtung bestimmten Opfer. Ich war nicht darunter. Die Ursache blieb mir unbekannt; vielleicht glaubte man mich bereits hingerichtet, vielleicht war ich als Flüchtling notirt. Ich weiß es nicht.

Ungefähr acht Tage mochten vergangen sein, da ertönte eines Abends im Hofe, der sich unmittelbar an unser Gefängniß anschloß und mit einer Menge brennbarer Gegenstände angefüllt war, plötzlich der Ruf: „Feuer!“ und fast im

nämlichen Augenblicke wurde die Thüre des Gefängnisses aufgerissen und eine gewaltige Stimme, die ich für jene des früheren Kerkermeisters hielt, donnerte die Worte herein: Rette sich, wer kann!

Offenbar war die Entstehung des Feuers keine zufällige, sondern sollte den Gefangenen Gelegenheit zur Flucht bieten. Diese Absicht hatten wir schnell errathen, und jeder beeilte sich nun, den günstigen Augenblick zu benützen. Ich war einer der ersten, die aus dem Gefängnisse entkamen. Die Flucht gelang indessen nur sehr wenigen, da die Wachen, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, rasch alle Ausgänge besetzten.

Begünstigt vom Dunkel der Nacht passirte ich die Gassen der Stadt und nach wenigen Tagen hatte ich die Rheingrenze glücklich erreicht. Ein alter Freund meines seligen Vaters, den ich in Straßburg traf, verschaffte mir die nöthigen Mittel zu meinem Fortkommen.

Meine einzige Angelegenheit war nun, meine Gattin und Kinder, zwei Mädchen von zehn und zwölf Jahren, wieder zu finden. Bei meiner Verurtheilung hatten sie den Entschluß gefaßt, das Vaterland, das ihnen jetzt nichts mehr bieten konnte, zu verlassen und in irgend einer Stadt Deutschlands, am liebsten in den katholischen Rheingegenden ihren Aufenthalt zu nehmen. Das war Alles, was ich von ihnen wußte. Ohne Zweifel war ich in ihrer Meinung schon längst ein Opfer der wüthenden Revolution geworden.

Emsig forschend wanderte ich den Rhein auf und ab, kein Städtchen, kein Flecken, beinahe kein Dorf entging mir. Meine Lieben mußte ich

finden, ohne sie hatte das Leben keinen Werth mehr für mich!

Zwei volle Jahre waren bereits verflossen, und meine Nachforschungen, so eifrig ich sie auch betrieb, hatten nicht den mindesten Erfolg gehabt. Die Hoffnung des Wiedersehens begann allmählig zu schwinden.

Eines Tages wohnte ich in einer Kirche des Städtchens S. dem Gottesdienste bei, wie ich es auf meiner Wanderung beinahe täglich that. Schon ging derselbe zu Ende, die Versammelten zerstreuten sich, nur wenige Andächtige waren noch zurück. Meinem alten Hange, keine Kirche, die ich zum ersten Male betrat, zu verlassen, ehe ich sie nach allen Richtungen durchwandert und die etwa vorhandenen Kunstgegenstände, namentlich Gemälde, in Augenschein genommen zu haben, konnte ich auch diesmal nicht untreu werden, und so führte mich mein guter Schutzgeist in eine Seitenkapelle, in welcher vor allem eine in tiefe Trauer gehüllte Dame und zwei Mädchen, die vor einem Marienbilde in glühender Andacht hingegossen lagen, meine Aufmerksamkeit erregten. Es war offenbar eine Mutter mit ihren Kindern. Da ich ihnen in einer Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Schritten im Rücken stand, so konnte ich weder das Gesicht der Dame noch das der beiden Mädchen sehen, aber der Gedanke, das sind die lieben Deinen hatte mich alsbald erfaßt und durchzitterte mich mit solcher Macht, daß ich mich kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Ich verließ die Kapelle und suchte mir im Schiffe der Kirche

einen geeigneten Platz, wo ich unbemerkt jeden, der die Kirche verließ, beobachten konnte.

Nach einer Viertelstunde bangen Harrens, die mir eine Ewigkeit zu sein dünkte, erhoben sich die drei Beterinnen und verließen die Kapelle. Wer beschreibt meine Gefühle, als ich in ihnen wirklich meine heißgeliebte Gattin, meine theueren Kinder erkannte! Der Athem stockte mir, mein Herz schlug und hämmerte hörbar, ich glaubte, es müsse mir zerspringen. Ich drückte mich an die Mauer und hielt mich an einer Säule fest, um nicht zusammenzusinken. Doch ich hatte keine Zeit zu verlieren; schnell raffte ich mich empor und folgte den rasch Dahinwandelnden in einiger Entfernung nach, bis sie sich in einem etwas abgelegenen aber reinlich aussehenden Häuschen verloren. Bald hatte ich vom Eigenthümer desselben erfahren, daß „diese guten Leute", wie er sich ausdrückte, seit ungefähr einem Jahre hier zur Miethe wohnten.

Ich wagte es nicht, dem Zuge meines Herzens zu folgen und sie sogleich in meine Arme zu schließen, die plötzliche Freude des Wiederfindens hätte von tödtlicher Wirkung für sie sein können. Eiligst kehrte ich daher in mein Quartier zurück, setzte mich und richtete einige Zeilen an meine Gattin. Der wesentliche Inhalt des Schreibens war: „Ein langjähriger Freund Ihres Gemahles erlaubt sich, Ihnen eine eben so wichtige als freudige Nachricht mitzutheilen. Ihr Gemahl ist aus dem Gefängnisse zu Paris glücklich entkommen und sucht sie bereits zwei Jahre in allen Gegenden des Rheinlandes. Hoffentlich haben Sie das Glück, ihn bald in Ihrer Mitte zu sehen."

Einige Tage später folgte ein zweites Schreiben mit dem kurzen Inhalte: „Ihr Gemahl hat vor Kurzem Ihren Aufenthalt erfahren und dürfte, wenn die Umstände günstig sind, bald an Ihrer Seite sein.“ Beide Briefe wurden mit veränderter Handschrift geschrieben und mit fremdem Namen unterzeichnet.

Am Morgen des nächsten Tages hatten wir uns glücklich gefunden. Die Gefühle und Empfindungen zu schildern, die unsere Herzen im Augenblicke des Wiedersehens durchwogten, unterlasse ich, und ich fände in der That auch keine Worte, die sie nur einigermassen würdig auszudrücken im Stande wären. Unser Erstes war, dem unsichtbaren Lenker der Welt und der Menschengeschicke, der uns so wunderbar beschützt und wieder vereinigt hatte, sowie der heiligen Gottesmutter Maria, deren Hilfe so sichtbar gewaltet, aus innigster Seele unseren Dank darzubringen.

Im nächsten Frühjahre begaben wir uns nach Oesterreich, um daselbst unsere Tage in Ruhe zu beschließen. — Noch trage ich die Muttergottesmedaille, der ich die Erhaltung meines Lebens verdanke, auf der Brust, wie ich sie einst im Gefängisse zu Paris getragen hatte, und selbst der Tod und das Grab sollen mich nicht von ihr trennen.

Laß unter deinem Schilde
Mich meine Tage leben,
Laß deine Huld und Milde
Einst meinen Tod umschweben!
Wie glücklich abgeschlossen
Wird dann mein irdisch Sein!

Dann geh ich lichtumflossen
Dort, wo du prangest, ein.
Ja, Mutter, dir befehle
Ich meine arme Seele.
Geleite sie hinan
Die steile Himmelsbahn.

12.

Vereitelte Rache.

(Eine wahre Begebenheit.)

In einem Walde des westlichen Rußlands lebte in den vierziger Jahren ein wackerer Förster mit seiner jungen Frau, zwei lieben Kindern und einigen Jägerburschen in glücklicher Abgeschiedenheit.

Da drang plötzlich in ihre stille Einsamkeit die Kunde von den traurigen Verheerungen, welche die schreckliche Cholerakrankheit in den östlichen Theilen des Landes angerichtet hatte, und wie sie mehr und mehr nach Westen voranschreite. Deßhalb hatte sich der Förster bereits in der nächsten Stadt Verhaltungsmaßregeln geben lassen, auch mehrere Arzneien eingekauft, als eines Tags einer der Jägerburschen die Botschaft bringt, daß in einem nicht eine Meile von dort entfernt liegenden Dorfe die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit ausgebrochen, und schon eine Menge Bewohner der gefährlichen Krankheit erlegen sei. Schnell beschließt nun der kleine Familienrath, auf's Strengste jede Verbindung mit dem angesteckten Dorfe zu meiden und auf die Annäherung jedes Fremden ein wachsames Auge zu haben. So kommt der Abend.

Die Mutter bettet ihre Kleinen, nachdem sie mit ihnen andächtig das Nachtgebet verrichtet und dieselben mit Weihwasser gesegnet hatte, zur Ruhe und rückt sich einen Sessel an die Seite ihres Gatten, um mit ihm am knisternden Kamin noch manche häusliche Sorge zu besprechen. Da auf einmal schlagen die Hunde an und der eintretende Jägerbursche meldet: „Draußen ist der Müller aus dem benachbarten Dorfe, er flieht, so sagt er, vor der gräßlichen Seuche und bittet um ein gastliches Obdach. Bleich und verstört sieht er aus, und ganz unheimlich ist mir's in seiner Nähe geworden. Wenn Ihr erlaubt, so hetze ich die Hunde auf ihn, denn wer kann diesem Menschen trauen?"

Wohl wußte es der Förster besser als sein Jäger, daß jenem Manne nicht zu trauen sei; denn seit er seine Marie als Gattin heimgeführt, hatte der Müller, der sich gleichfalls um ihre Hand beworben hatte, unermüdlich Ränke geschmiedet, um das Glück des so zufriedenen jungen Ehepaares zu zerstören. Der Förster sagte darum: „Den Besuch hätte ich mir wohl nicht erwartet, denn seit vier Jahren zeigte sich der Mann als mein Todfeind und mied meine Schwelle. Doch die Noth versöhnt. Schon jetzt hat er Vertrauen zu uns gefaßt, vielleicht wird er bald uns auch herzlich lieben, wenn wir ihm herzlich begegnen."

Kopfschüttelnd geht der Jägerbursche fort, und alsbald tritt in das nur spärlich erhellte Zimmer eine lange Gestalt ein, vor der man wohl mit Grauen und Entsetzen zurückgeschreckt wäre, wäre

man ihr im einsamen Walde begegnet, und hätte man nicht im Herzen ein kindliches Gottvertrauen und christliches Mitleid voll Erbarmen. Lange schwarze Haare verbergen in wilder Verwirrung fast gänzlich des Mannes tief gerunzelte Stirne, die Wangen sind bleich und abgezehrt, das Roth der Lippen ist erstorben, der irre Blick aus den hohlliegenden schwarzen Augen schweift bald unstät und mißtrauisch umher, bald heftet er sich starr und matt auf den Boden. Die Kniee wanken, die Brust feucht von dem angestrengten Laufe.

Entschuldigungen unverständlich murmelnd, streckt der Müller seine dürren Hände dem Wirthe und der Wirthin entgegen, und diese, wenn gleich auf's Höchste betroffen, weichen doch nicht zurück; getrost schlagen sie ein und erwidern mit Milde und Freundlichkeit den krankhaften Händedruck des Gastes. Kein Wort kam nun vor von den vergangenen Zeiten. Mit liebevoller Theilnahme und frommen Sinne spricht der Förster über die gegenwärtige Bedrängniß als eine schwere Heimsuchung Gottes; nur düster und abgebrochen antwortet der Müller.

Unterdessen hat die emsige Hausfrau ein erquickendes Abendessen aufgetragen, ein Bett herbeigeschafft und mit sauberer Wäsche versehen. Als sie nun Alles zur Labung des neuen Hausgenossen zugerichtet hat, wünscht sie ihm eine sanfte Ruhe im Namen der ganzen Familie und geht mit ihrem Gatten in die anstoßende Kammer zu den schlafenden Kindern. Hier danken sie nochmals Gott für den Segen des Tages, empfahlen seiner gnädigen Obhut sich und die Ihrigen und erflehen himm-

lischen Frieden für des Müllers zerrüttetes Gemüth und Wesen.

Nicht lange nachher umfängt die braven Leute ein süßer Schlaf. Nur wenige Stunden erst hatten sie geschlummert, da weckt sie ein heftiges Pochen an die Kammerthür, und der Jägerbursche ruft herein: „Der Müller ist von der gräßlichen Cholera befallen! Erlaubet, Herr, daß wir ihn eiligst hinausschaffen, damit nicht auch Ihr mit Frau und Kindern elendiglich zu Grunde geht!“

„Bewahre! Da sei Gott vor!“ erwiderte schnell entschlossen der Förster. „Wartet den Kranken, wie ich's Euch gelehrt habe, bald bin ich selbst da!“ — Und so nimmt er die Kinder vom Lager, trägt sie hinauf in die Bodenkammer und eilt hinab zu dem Kranken. Bald folgt ihm auch die Gattin.

Aber welch' ein schrecklicher, herzzerreißender Anblick bietet sich hier dar! Von den heftigsten Krämpfen gefoltert, windet und wälzt sich der Müller auf seinem Lager; schon verräth sein Leib alle schauerlichen Zeichen der so furchtbar zerstörenden Krankheit.

Indeß noch ein anderer Schmerz, ein gewaltsamer Kampf scheint in der Brust des Mannes zu wüthen. Denn jemehr der Förster und seine Frau in emsiger Liebe und Sorgfalt um ihn bemüht sind, desto heftiger bebt er vor ihren Anblick zurück. Bald verbirgt er sein Gesicht in den Kissen, bald schlägt er sich mit geballten Fäusten auf die Stirne, während ein grinsendes Lächeln um die blauen Lippen zuckt.

Jetzt fährt er auf von dem Lager und zwingt

die heisere Stimme zu dem lauten Rufe: „Rührt mich nicht an! Werft mich hinaus den Krähen und Wölfen zum Fraß! — Halt' ein, schrecklicher Würgengel! — Reiß' mich nicht hinunter in die ewigen Martern der Hölle — erst muß ich ja noch reden! — Ein Ungeheuer, wie in der Wüste nicht seines Gleichen ist, beherbergt und pflegt Ihr! — Wisset: die verpestende Krankheit im Leibe, rannte ich hieher, sie auch Euch zu bringen, rachedurstend, durch meinen Tod Euch alle zu verderben! — Doch jetzt, — o martervolle Pein! — O du furchtbarer Richter in der Ewigkeit! — Ist denn kein Erbarmen mehr vor dir?“

Erschöpft und betäubt sinkt der Unglückliche auf sein Lager zurück. — Mit gefalteten Händen, den thränenschweren Blick zum Himmel erhoben, steht der Förster da. Aber der ewige Richter, der Herr des Lebens, der Gott der Erbarmung, winkt dem Todesengel, daß er an dem Hause vorübergehe um der Gerechten willen. — Der Kranke versinkt in tiefem Schlaf, und heftiger Schweiß dringt aus allen Poren. — Als er erwacht, sieht er das edele Ehepaar noch immer in barmherziger Thätigkeit um sich. Seit dreißig Jahren zum erstenmal wieder betet jetzt sein Herz. Dann erfaßt er die Hände der beiden, drückt sie an seine Brust, an seine Lippen, und die heißen Thränen der Versöhnung, der Liebe und des Dankes fließen reichlich.

Nach wenigen Wochen verließ der Müller sein Krankenlager. Sein Leib war gerettet und zugleich seine Seele. Seine Pfleger und ihr Haus aber bewahrte die Hand Gottes gnädig vor der entsetzlichen Krankheit.

13.

Der blinde Musikant.

Auf einer Reise im September des Jahres 1839, so erzählt ein vornehmer Holländer, traf ich in einem Geldern'schen Dorfe vor einem Bauernhause einen blinden Musikanten, der ein Volkslied mit Begleitung seiner Geige sang. Ich mußte unwillkürlich stehen bleiben, denn die ausgezeichnet schöne Stimme, der Ausdruck im Gesang, sowie das vortreffliche Spiel des Blinden fesselten mich.

Obgleich der Spielmann sehr ärmlich gekleidet war, so lag doch in seiner Haltung und in seinem Gesichte jenes Etwas, das dem Manne von guter Erziehung und feiner Bildung selbst im Bettlergewande bleibt. Auch sein Geigenspiel deutete auf etwas Höheres als auf die Schule der Dorffiedler hin.

Nachdem ich eine Weile von ferne gelauscht, trat ich näher. Der Knabe, der den Blinden führte, warf, als er mich bemerkte, gleichzeitig mit mir einen Blick auf den blinden Musikanten, wie als wolle er mir zu verstehen geben, daß er das Schicksal des Bemitleidenswerthen tief empfinde. Je länger und je mehr ich den Mann betrachtete, desto lebhafter und inniger wurde meine Theilnahme für ihn. Sein Haar schien vor der Zeit gebleicht, das edle Gesicht früh von

Stürmen und Leidenschaften gefurcht, und die gewiß einst kräftige Gestalt von der Last schwerer Leiden gebeugt und gebrochen zu sein. —

„Sind Sie aus Geldern, Freund?“ fragte ich den Blinden.

„Das nicht, mein bester Herr,“ versetzte er mit zitternder Stimme, „aber ein Holländer bin ich.“

Während dieser Worte wandte er sich nach mir um, richtete den Kopf empor, öffnete die Augen, als strenge er sich an, einen Schimmer wenigstens von dem Fremden zu erhaschen, der ihm seine Theilnahme zollte.

Das Unglück macht scheu und mißtrauisch; jedoch erweckt es anderseits doch auch, wo es Mitleid und Theilnahme findet, die Erregung des Vertrauens und den Drang nach Mittheilung. Dieser Erfahrungssatz sollte sich mir heute wiederum bestätigen, denn es that dem Armen sichtlich wohl, daß ich mich in ein Gespräch mit ihm einließ. Nach und nach thaute sein Herz wie nach langer Erstarrung auf.

Ich äußerte die Vermuthung, daß es ihm im Leben sehr schlimm ergangen sein müsse.

„Allerdings, mein bester Herr,“ gab er mir zur Antwort. „An der Wiege wurde es mir nicht gesungen, daß es so weit mit mir kommen solle. Ich bin der jüngste Sohn des Banquier W. in Amsterdam, oder besser gesagt, ich war es; denn mein Vater ist längst todt, und daß er so früh starb, ist die Quelle all' meines Jammers. Er hinterließ seinen beiden Söhnen ein so beträchtliches Vermögen, daß es meinem Leichtsinn un-

verwüstlich schien. — Mein älterer Bruder, der sich dem Geschäfte des Vaters gewidmet hatte, wurde nach dessen Tod der Repräsentant des Hauses, während ich damals die Universität besuchte.

Bei der Erbschaftsregelung stellte sich für mich die verführerische Thatsache heraus, daß ich Zeit meines Lebens vollauf habe. Die nächste Folge davon war, daß ich das Studium vernachlässigte, die Bücher unberührt ließ, den ernsten Wissenschaften gute Nacht wünschte und ein lustiges Leben begann. Ich fing an, auf der Universität eine Rolle zu spielen, wurde bald der Mittelpunkt aller lustigen Studenten und lockeren Gesellen und machte Schulden, wie sie ein flotter Studio nur immer machen kann. Der Himmel hing mir, wie man sagt, voller Geigen, und das Leben schien mir ein endloser Pfad durch Rosen zu sein. Was fehlte mir denn aber auch? Ich war kerngesund, und wenn ich des Nachts zechte, so hatte ich tagsüber vollkommen Zeit zum Ausschlafen, und wenn mir das Geld ausging, so hatte ich Credit. Dazu schloß ich Freundschaften auf alle Ewigkeit. — Lieber Himmel, was glaubt man nicht alles, wenn man jung ist! Jetzt freilich kommt mir das alles wie ein wüster Traum vor; indessen das Erwachen aus dem Traume war schrecklich!"

Mit einem tiefen Seufzer unterbrach der Unglückliche die Erzählung seiner Jugendthorheiten.

Da mir der Mann von Herzen leid that, so forderte ich ihm auf, mir zur Dorfschenke zu folgen. Er nahm die Einladung nach einigem Widerstreben an. In der Schenke ließ ich Essen und Trinken

bringen und hatte meine Freude daran, daß es ihm wohlthat. Nachdem er sich gesättigt, begann er seine Erzählung wieder.

„Jetzt muß ich Ihnen doch den weiteren Verlauf meiner Leidensgeschichte erzählen. Als mein Vater starb, war ich zwanzig Jahre alt, und fünf Jahre hindurch lebte ich in Saus und Braus, von einer Stadt zur andern ziehend. Mein Schlemmerleben wurde vielen alten Freunden meines verstorbenen Vaters und unseres Hauses zum Aergerniß. Ich kehrte mich nicht daran und trieb es gerade in Amsterdam, wo es an Gelegenheiten zu Ausschweifungen nicht fehlte, am tollsten."

Mein Bruder war außer sich über meine lockere Wirthschaft. Er machte mir Vorstellungen, die ich in den Wind schlug. Es kam zu heftigen Auftritten: jetzt mied ich ihn, wie er mich; zuletzt verheirathete er sich und brach dann jeden Verkehr mit mir ab. — Wir sahen uns niemals wieder. — Sie können sich denken, daß meine maßlose Verschwendung in wenigen Jahren eine bedeutende Bresche in mein väterliches Vermögen geschossen hatte. So lange indessen mein Bruder das Geld verwaltet hatte, war alles noch erträglich gegangen; als er jedoch nichts mehr mit mir gemein haben wollte, mochte er sich auch mit diesem ärgerlichen Geschäft nicht mehr befassen. Genug, ich gerieth in schlimme Hände und beschloß nun, wie so mancher meines Schlages, nach Ostindien zu gehen. — Das abenteuerliche Leben zog mich an; Holland konnte mir nichts mehr bieten, ich war zu blasirt geworden. Auch erwachte ein besserer

Geist in mir, ich hatte ausgetobt nnd sehnte mich nach Thätigkeit.

„Am 18. Mai 1819 ging ich in Texel an Bord der Fregatte „Lucretia" und sagte dem Vaterlande Lebewohl. Die Ueberfahrt ging rasch und glücklich von Statten, und mit gutem Muthe und edlen Vorsätzen kam ich in Batavia an. Allein die fünfzehn Jahre, welche ich auf Java zugebracht habe, waren eine endlose Kette von Unglücksfällen. Nichts, was ich unternahm, gelang. Anfangs lag die Schuld jedenfalls an meiner Unfähigkeit und Unerfahrenheit im Geschäftsleben, später indessen erlernte ich in der Schule der Leiden, was ich im Wirbel der Freuden vernachlässigt hatte. Der Himmel schien mich jedoch strafen zu wollen, und wie von Gott verlassen, schlug Alles zu meinem Unheil aus. —

Ich war nach Indien gekommen, um meinem Vermögen wieder aufzuhelfen; allein das Gegentheil traf ein, Schlag auf Schlag fiel auf mich nieder, und mit Entsetzen machte ich die Wahrnehmung, daß ich bald am Bettelstabe angelangt sein würde, wenn dies so fortgehe. Mein Gewissen sagte mir, daß ich es nicht besser verdient habe. — Genug, ich entschloß mich endlich, nach Holland zurückzukehren. Mit den Trümmern meines Vermögens ging ich an Bord; meine Gemüthsstimmung war eine unaussprechlich traurige."

Nach einer Pause fuhr der blinde Spielmann fort, während er den Kopf schwermüthig auf den Arm stützte: „Bald lag Batavia mit seinen trüben Erfahrungen hinter mir, zum zweitenmale befand ich mich auf dem weiten Ocean. Als ich fünfzehn

Jahre früher nach Indien fuhr, war ich nicht glücklich, aber dennoch reich an Hoffnungen, reich an Enttäuschungen kehrte ich in's Vaterland zurück."

„Nach einer ungemein beschwerlichen Ueberfahrt wurden wir, kaum noch zwei Tagreisen von der englischen Küste, von einem neuen ganz entsetzlichen Sturm überfallen. Bald gingen Masten und Takelwerk verloren, das Schiff war rasirt und vierundzwanzig Stunden lang ein Spiel der wuthschnaubenden Elemente. Wir arbeiteten an den Pumpen, bis wir erschöpft zu Boden sanken. Was nützte auch alles Widerstreben? Endlich wurde das Schiff auf einen Felsenriff geschleudert und total zertrümmert. Der Capitän, der Lootse, zwei Passagiere und einige Matrosen hatten sich in die Schaluppe geflüchtet, ich erwartete mit sechs Leuten den Untergang des Wracks von Minute zu Minute. Aber volle achtzehn Stunden währte diese Todesangst, in der wir duldeten, was schon so viele vor uns erlitten, und was dennoch mit Worten nicht zu beschreiben, noch von dem zu begreifen ist, der solches Unglück nicht selbst erlebte."

„Endlich ließ der Sturm nach, es wurde heller um uns her; da rief Einer meiner Leidensgefährten: Land, Land!"

„Ja, wir sahen Land und jeder versuchte sich durch Schwimmen zu retten. Ich allein konnte nicht schwimmen. Zwei Matrosen jedoch standen mir brüderlich bei, ich erreichte das Ufer, ich hatte festen Boden unter den Füßen. — Ja, bester Herr, das Leben war gerettet — doch Nichts

weiter. — Ich besaß eben nur noch das nackte Leben."

„Die Küstenbewohner nahmen sich unser menschenfreundlich an. Das that uns wohl; doch für mich allein sollte die Freude nicht von langer Dauer sein. Eine Krankheit, zu der meine langen körperlichen und geistigen Leiden den Stoff in mir gehäuft hatten, kam zum Ausbruche. Man brachte mich in das nächste Dorf und verschaffte mir dort in einer Art Spital ein Unterkommen.

Das Uebel warf sich auf die Augen. Meine Gesundheit kehrte zurück; allein das Licht des Tages verlosch mir stündlich mehr, bis ewige Nacht mich umhüllte. Arm sein ist Nichts; aber Verarmen, das ist ein Elend, aber arm sein und blind! — o das ist fürchterlich!"

Die Erinnerung an seine Erlebnisse erschütterten den Unglücklichen so sehr, daß er das früh ergraute Haupt auf den Tisch legte und bitterlich schluchzte. Ich sprach ihm Trost zu, fühlte jedoch bald, daß es besser sei, ihn wieder zum Reden zu bewegen, denn ausgesprochenes Leid ist halbe Linderung.

„Ja, ich war genesen," fuhr er fort, — „doch was nun? — Die Noth, die härteste Gebieterin auf Erden, zwang mich, vor den Thüren mein täglich Brod zu suchen. Aber ich vermochte ja nicht mehr zu sehen!"

„Als ich aus dem Spital entlassen wurde, brachte mich der Arzt zu einer armen Familie, wo ich einige milde Unterstützungen erhielt. Von diesem kargen Almosen ersparte ich mir soviel, daß ich mir eine Geige kaufen konnte. So schlecht

sie war, sie leistete mir gute Dienste, um so mehr, als der eine Knabe meiner guten Wirthsleute mein Führer wurde."

„Die Freude an der Musik, die einzige wahre Lebensfreude, der ich in schlimmen Jahren schon gehuldigt hatte, fristete jetzt mein Dasein. Aber ich sollte mein Brod mit Thränen essen; denn nur zu oft wurde ich als Bettler, Landstreicher und sogar als Scheinblinder hart angelassen und mißhandelt. Und geht es mir jetzt etwa besser? — Lange irrte ich in England umher, bis sich mir zuletzt eine Gelegenheit bot, nach Holland zurück zu gelangen. Hier hoffte ich meinen Bruder aufzufinden. Ich hatte mich in England schon einmal überwunden und ihm mein Elend schreiben lassen, hatte indessen keine Antwort erhalten. Er wollte sicher nichts mehr von mir wissen; ich habe es auch nicht um ihn verdient, und Reichthum und kaufmännische Gewissenhaftigkeit machen leicht hart. So blieben auch hier bis jetzt meine Nachforschungen, die ich unter der Hand anstellte, fruchtlos; denn direkt kann und will ich nicht nach ihm fragen. Er wohnt längst nicht mehr in Amsterdam; sein Geschäft ist schon seit Jahren in anderen Händen. Wo er lebt, weiß ich nicht, man sagte mir, er halte sich lange in Italien und am Rheine auf."

„So bin ich denn wieder fortgezogen von Amsterdam hinaus in die weite Welt; gebe Gott, daß mir bald Erlösung wird von meinem Leiden! Nur Eines hält mich noch am Leben, mein guter William, mein Führer, mein Beschützer!"

Der blinde Spielmann hatte die Erzählung

seiner Leidensgeschichte beendet und mich durch seinen einfachen Bericht fast bis zu Thränen gerührt. Wie gerne hätte ich mehr für ihn gethan; allein wie die Verhältnisse lagen, mußte ich es mit einer kleinen Geldunterstützung und guten Worten bewenden lassen. Letztere schienen jedoch dem Unglücklichen von besonderem Werthe zu sein; denn er drückte mir beim Abschiede warm und dankbar die Hand, die ich ihm gereicht hatte.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise fort. Eine Stunde ungefähr vom Dorfe fiel mir ein stattliches Landhaus auf, dessen Bau und herrliche Gartenumgebung auf einen reichen Besitzer schließen ließen. Als ich näher kam, vernahm ich wieder die wohlklingende, rührende und sympathische Stimme, die mich gestern so angezogen hatte, und richtig! — ich traf meinen blinden Musikanten wieder.

Soeben brachte ein alter Diener dem Armen eine Gabe. Auch der alte Diener war, gleich mir, von dem Spiele und Gesange des Blinden herzlich gerührt worden; er blieb stehen und fragte den wandernden Spielmann: „Woher des Landes, guter Mann?“

„Ich bin aus Amsterdam gebürtig, guter Herr!“

„Waren Sie immer blind?“

„Ach nein, aber schon lange genug für mich und die Menschheit.“

„Aus Amsterdam sind Sie? Wie heißen Sie? Ich bin dort gut bekannt.“

„Ich heiße . . . . . !“

„W . . . . . aus Amsterdam!“ wiederholte der Bediente verwundert.

„Wartet hier einen Augenblick, ich kehre sogleich zurück."

Er entfernte sich. Der wackere Diener wußte, daß sein Herr einen Bruder besessen hatte, der seit langen Jahren verschollen war. Er eilte deshalb, von Ahnungen getrieben, zu Mynherr W .... und theilte demselben mit, was er gehört habe und vermuthe.

Inzwischen unterhielt ich mich mit dem Blinden und setzte unsere gestern angeknüpfte Bekanntschaft fort.

Während dies geschah, kam der Besitzer des Landgutes hastigen Schrittes auf uns zu, blickte dem blinden Musikanten lange prüfend in das Antlitz und rief dann: „Barmherziger Gott, er ist es!"

„Bist du es, Bruder?" fragte der Spielmann mit bebenden Lippen, der den Banquier an der Stimme erkannte.

Ohne ein Wort zu erwidern, schloß ihn der wiedergefundene Bruder an sein Herz.

So lagen sich die beiden Brüder in den Armen lange, lange. Mir war es, als sei mir ein großes Heil widerfahren, und als der Landhausbesitzer den verloren geglaubten und so wunderbar wiedergefundenen Bruder durch die Thüre in das Haus führte, schloß ich mich ihm an, indem ich sagte:

„Sie müssen einem Freunde Ihres Bruders schon erlauben, daß er einen Augenblick Zeuge dieser unverhofften Wendung seines Schicksals bleibt."

„Sie sind willkommen!“ entgegnete der Hausherr zuvorkommend.

Als der Blinde ins Zimmer trat, sagte der Bruder: „Hier sollst du fortan ohne Sorgen leben, denn das Glück hat mich gesegnet und nur Eines bedrückte mich bisher: — dein unbekanntes Loos. Warum hattest du zu wenig Vertrauen zu mir? Doch,“ — unterbrach er sich — „keine Vorwürfe; es ist jetzt Alles gut!“

„Aber, wo ist denn mein braver William der Freund und Gefährte meiner Noth und mein größter Wohlthäter?“ fragte der Blinde.

Der Knabe war betrübt draußen stehen geblieben und konnte sich in dem Vorgange nicht zurecht finden. Mynherr W. trat zum Fenster, rief ihn herein und sagte tief ergriffen:

„Mache dir keine Sorge um ihn, Bruder, du kannst ihn nicht entbehren, er bleibt bei dir.“

William jubelte laut auf, und der Blinde zog ihn an seine Brust.

Darauf erzählte ich Herrn W., wie ich gestern mit seinem Bruder zusammen getroffen sei, und erfuhr nun, daß der Banquier bereits seit acht Jahren Amsterdam verlassen und sich nach einer langen Reise ins Ausland hier im Geldernlande angekauft habe. Den Brief aus England hatte er nicht erhalten.

Seitdem stehe ich mit beiden Brüdern fortwährend in freundschaftlichem Verkehr. Was Herzlichkeit und Wohlstand überhaupt bieten können, ist ihnen in reichem Maße fortan zutheil geworden, dem blinden Spielmann und seinem treuen Führer.

Alles Glück der Welt,
Dem Wechsel unterstellt,
Eh' man's vermeint, zu Boden sinkt,
Und wie es gleich dem Glase blinkt,
So auch wie Glas zerschellt.

14.

Die wahre Ehre.

I.

Es war am heiligen Abend, die Dunkelheit war früh hereingebrochen, denn der Himmel war in Schneewolken gehüllt. Auf dem Christmarkte der Residenz ging es noch ziemlich lebhaft her; die kleinen Buden waren durch Laternen genugsam erleuchtet, um all die Herrlichkeiten erschauen zu lassen, welche hier feilgeboten wurden; auch strahlten einige Christbäume in hellem Lichterglanz, und arme Kinder schaarten sich haufenweise darum her, um wenigstens hier den Genuß des Anblicks zu haben, welcher den allermeisten von ihnen daheim versagt war.

Ein alter Herr, dessen Haltung den Militär verrieth, ging, den Paletot bis an das Kinn zugeknöpft, die Mütze tief in die Stirne gedrückt, mit einer in tiefe Trauer gekleideten Dame über den Christmarkt. Als er die frierenden Kinder erblickte, wie sie in dürftiger Kleidung dem Schnee und dem Frost Trotz boten, um sich an den schimmernden Christbaum zu erfreuen, stand er stille, murmelte etwas in den Bart und trat dann mit der Dame hastig näher.

„Wenn diese es gethan hätten — sprach er leise — diese armen Buben, welche keine Erziehung, kein freundliches Daheim haben, wo das Beispiel des Guten ihnen täglich vor Augen gestellt wird, und höhere Gesittung die Rohheit bannt, dann ....."

„Vater, laß uns in's Hotel zurückkehren!" unterbrach ihn die Dame mit leiser flehender Stimme.

„Ist dir die Armuth zuwider, meine Tochter?" fragte der alte Herr rauh, „weißt du denn nicht, daß aus dem Volke sehr häufig die Ehre und der Stolz des Vaterlandes erwächst und daß vielleicht unter diesen Buben auch ein Sohn jenes Unglücklichen ist, der für die Schuld deines eigenen Kindes im Zuchthause büßen muß?"

Die Dame bebte heftig zusammen und schien dann leise zu weinen. — Der alte Herr nahm keine Notiz davon, sondern er ließ ihren Arm los und machte verschiedene Einkäufe von Obst und Zuckerwerk und Schnurpfeifereien, welche er unter die Kinder vertheilte, die schließlich in ein Jubelgeschrei ausbrachen, welches ihm wohl zuthun schien, denn über das finstere Greisengesicht stahl sich ein leises, wehmüthiges Lächeln. Rasch nahm er jetzt wieder den Arm der Dame und schritt mit ihr eilig davon.

Das Folgende wird über die räthselhaften Reden und das seltsame Benehmen des alten Herrn Aufklärung geben.

II.

Eine arme Frau, die Schultern mit einem dünnen Tuche bedeckt, auf dem Kopfe eine alte Kapuze, ging frierend noch auf dem Christmarkte umher. Sie sah so blaß, so kummervoll aus; war es der Schnee, der seine Flocken auf das dunkle Haar, welches sich aus der Kapuze hervorstahl, gestreut hatte, oder hatte der Gram, das Unglück es vielleicht schon frühzeitig gebleicht? — denn die Frau mußte noch gar nicht weit über die Dreißig hinaus sein. — Nein, es waren keine Schneeflocken, es waren weiße Silberfäden, welche der Gram und Kummer in kurzer Zeit hineingewoben und sie vor der Zeit zur Greisin gemacht hatten. Ach, diese arme Frau war unglücklicher, als die Glücklichen es im Entferntesten zu ahnen vermochten, welche rasch an ihr vorüber eilten, um die Christbescheerung daheim nicht zu verpassen.

Es war eine jammervolle Geschichte, welche in diesem letzten Jahre des Haar dieses Weibes gebleicht und die sie aus ihrer stillen Häuslichkeit und einem glücklich zufriedenen Familienleben in den Abgrund grenzenlosen Elends gestoßen hatte.

Sie besaß einen guten und ordentlichen Ehemann, dessen schmales Einkommen als Bahnwärter ihr rastloser Fleiß vermehrte, denn Frau Ehrlich war eine sehr geschickte Kleidermacherin, die freilich mit dem Haushalte und drei kleinen Kindern übergenug zu thun hatte, aber trotz alledem manche Nacht mit freudigem Muthe und heiterem Herzen durchwachte, um für Andere zu nähen und dem

Gatten die Sorgen zu erleichtern. — Da brach das Unglück schwarz wie die sternenlose Nacht über die Armen herein und zerstörte mit einem Schlage das Glück und die Zukunft dieser Familie.

Der Bahnwärter Ehrlich war ein nüchterner, pflichtgetreuer Mann, der seinen beschwerlichen Dienst in allen Punkten aufs Gewissenhafteste erfüllte. — Nun geschah es, als er an einem dunklen Abend seine Bahnstrecke controlirte, daß er gerade dazukam, wie einige junge Burschen zum Zeitvertreib die Locomotive tanzen lassen wollten, wie sie sagten. Der Eine von ihnen schien der Uebermüthigste zu sein, denn dieser führte den Spaß aus, indem er einen Meilenstein aushob und für den nächsten Zug auf die Schienen legte. Sie hatten den Bahnwärter nicht gesehen, der plötzlich erschien und die saubere Gesellschaft mit seiner Laterne beleuchtete; er rief die Burschen bei Namen, es waren Söhne vornehmer Familien, welche sofort davon sprangen.

Ehrlich hatte nur so viel Zeit, den Stein in den Graben zu schleudern, um die Bahn vor dem bereits signalisirten Zug frei zu machen.

Wie viele Menschenleben hängen von der Wachsamkeit und Diensttreue eines solchen Mannes ab; war es nicht heilige Pflicht, jene Ruchlosigkeit zur Anzeige zu bringen? Durfte er, weil die jungen Uebelthäter vornehme Namen trugen, adeligen Familien angehörten, durch irgend welche Rücksicht diese Pflicht verletzen? — Lag nicht vielmehr die Befürchtung vor, daß sie, durch die Strafloſigkeit kühner gemacht, das frevelhafte Spiel wiederholen würden?

So brachte denn Ehrlich die Sache zur Anzeige, und die Untersuchung begann. Er bekräftigte seine Anklage mit einem Eide, während die Frevler hartnäckig leugneten. — Es war eine böse Geschichte, die vornehme Welt gerieth in Aufregung, war doch der Hauptattentäter der Enkel des Generals von Rautenschwert, der Stolz und die Hoffnung des Großvaters. Die Sache mußte niedergeschlagen werden, darüber herrschte nur Eine Stimme, aber sie war leider schon zu sehr in die Oeffentlichkeit gedrungen, um sie todtschweigen zu können, und stand auch zu eng mit dem allgemeinen Wohle in Verbindung, um nicht auf die eine oder andere Weise einen scheinbar gerechten Abschluß finden zu müssen, bei welchem dem Gesetz genügt wurde.

Der junge Rautenschwert, dessen ganze Zukunft durch eine Verurtheilung vernichtet wurde, durfte nicht schuldig erfunden werden; das Gesetz aber forderte ein Opfer; — nun denn, so mochte es den diensteifrigen Bahnwärter als Sühnopfer nehmen, — was wollte auch der Thor sich unterfangen, einen adeligen Muthwillen auf gleiche Stufe mit dem jedes anderen gewöhnlichen Menschen zu stellen. — Und der Ausweg war gefunden, die Anklage gegen die Schuldigen wurde fallen gelassen und der Bahnwärter Ehrlich unter die Anklage falscher Beschuldigung und des Meineids gestellt.

Der Unglückliche wurde von Weib und Kindern gerissen, verhaftet, inquirirt und vor ein Schwurgericht gestellt. — Bleich, aber ungebeugt im Gefühle seines Rechtes, saß Ehrlich auf der

Anklagebank; sein freier Blick schweifte ruhig umher und haftete an den jungen Frevlern, die so stolz sich geberdeten, als seien sie seine Richter. Nur der junge Rautenschwert war bleich wie der Tod und wagte nicht, das Auge zu erheben. Die Furcht war es, der Anblick jenes Opfers müsse ihn zum Geständniß hinreißen.

Man erzählte sich im Publikum, daß der alte General selbst erschienen wäre, wenn ihn nicht eine schwere Krankheit in Folge dieser unseligen Geschichte jählings darnieder geworfen hätte.

Ehrlich blieb bei seiner beschworenen Aussage, daß Rautenschwert den Stein wirklich auf die Schienen gelegt und er denselben selbst auch gefunden habe. — Als Jener darum vom Präsidenten gefragt wurde, gestand er mit blassem Antlitz und unsicherer Stimme, daß er den Stein allerdings ausgerissen, jedoch in den Graben geworfen habe, welcher Behauptung seine Mitschuldigen mit frecher Stirne sofort beitraten. — Und die Geschworenen? —

Sie fürchteten nicht die öffentliche Meinung, welche diesen Stein, worüber ihr Gewissen stolperte, entrüstet auf das Schuldig warf, das sie über den Bahnwärter aussprachen.

Ehrlich wurde von der Anklage der falschen Beschuldigung freigesprochen, doch des Meineids für schuldig erklärt und von den Richtern zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, wohin er sogleich abgeführt wurde.

Der Bahnwärter kam in's Zuchthaus für seine Pflichttreue. — Jetzt sind die Silberstreifen im Haar des armen Weibes verständlich — sie ent-

halten die stumme Frage an Gott, warum er den Großen der Erde so viel Gewalt verliehen!?

Als ihr Gatte in's Zuchthaus abgeführt wurde, lag sie krank, aber hatte sie denn jetzt Zeit, krank zu sein? — Sie mußte arbeiten für ihre drei Kinder und war doch so schwach, es ging nicht, und ein werthvolles Stück nach dem andern mußte verkauft werden, um den Hunger der Kleinen zu stillen.

Und immer schwärzer wurde die Nacht im Herzen der Unglücklichen, sie haßte die Menschen, welche ihr den redlichen Gatten geraubt — und Schmach und ewige Schande auf die unschuldigen Kinder gehäuft hatten. —

Die Menschen sind so wandelbar in ihrem Urtheil, es gibt Tausenderlei, was dasselbe bestimmt und im Handumdrehen verändert. Noch saß Ehrlich kein halbes Jahr im Zuchthause, und schon glaubte man im Publikum an seine Schuld und gönnte ihm die Strafe; hatte man doch so einen trefflichen Vorwand, die eigene Herzenshärte und Lieblosigkeit gegen seine unglückliche Familie zu entschuldigen.

Frau Ehrlich konnte es unter diesen Menschen, welche sie so grausam das unverdiente Unglück des Gatten entgelten ließen, nicht mehr aushalten. Sie hatte eine alte Verwandte in der Residenz, welche in eine der Vorstädte wohnte und sich dort bisher als Fabrikarbeiterin ernährt hatte. Jetzt war sie zur Arbeit zu schwach, weshalb ihr die Ankunft der kleinen Familie in sofern erwünscht kam, als sie nun auf die Kinder Acht geben und den Haushalt führen konnte, während Frau Ehr-

lich für sie in die Fabrik ging, um das Nothdürftigste zum Lebensunterhalt zu verdienen. Daß sie dabei eng und elend wohnen mußten, begreift sich von selber, doch war die Aermste froh, mit ihren Kleinen ein Unterkommen und Arbeit zu haben. Sie wurde doch hier von Niemanden an ihr tiefes Leid erinnert.

III.

Wir verließen Frau Ehrlich auf dem Christmarkte. So wenig sie auch verdiente, und so viele hungrige Mägen sie von dem schmalen Verdienste zu sättigen hatte, so trieb doch das Mutterherz sie an diesem Abend, ihre armen Kleinen auch einen Schimmer des schönen Christfestes schauen und genießen zu lassen. — Die treue Mutter fühlte nichts von der schneidenden Kälte in ihrem fadenscheinigen Umtuche — der Gedanke an den Jubel der Kinder durchströmte ihr Herz mit warmer Freude, sie war zum erstenmale seit jenem furchtbaren Unglücksschlage wieder ein wenig heiter gestimmt, und im Hinblick auf ihn, dessen Geburt die ganze Christenheit in diesem Feste feiert, der alle Armen und Elenden an sein liebevolles Herz genommen, weil er selber nichts zu eigen gehabt, wohin er sein Haupt legen sollte, wurde auch sie ruhiger und ihre Seele lernte auf's Neue glauben, hoffen und vertrauen.

Sie hatte mehrere Nächte in der Fabrik durchgearbeitet und dafür einen Lohnüberschuß erhalten, den sie nun zur Weihnachtsfreude bestimmt hatte. Vielleicht blieb noch so viel übrig, um der alten Dorthe Garn zu Strümpfen und auch noch ein Pfund

Fleisch auf morgen zur Suppe kaufen zu können; o das wäre ein festlicher Tag! —

Sie überschlug ihre Baarschaft — es muß gehen; ein kleiner Tannenbaum wurde ihr von einem Händler, weil es so spät schon sei, um ein Geringes überlassen, und mit haushälterischem Scharfblick suchte sie alsdann dasjenige aus, was den Kleinen neben der Freude auch zur Sättigung dienen konnte. — Ganz ohne Luxus ging's indessen doch nicht ab; das kleinste Mädchen, es war des Vaters Liebling, wie es ja das Jüngste in der Regel ist, war zwei Jahre alt, und sie würde eine Puppe dem kleinen Liebling selber gemacht haben, aber sie hatte ja schwer arbeiten müssen und sich selbst Nachts keine Ruhe gegönnt. Es brauchte nur eine ganz kleine zu sein, Lieschen war ja ein so herziges Ding und gar leicht befriedigt. — Lange suchte sie umher und fand endlich eine recht armselige, aber auch recht billige Puppe, und darin bestand ihr Hauptwerth, denn es war doch immer eine Puppe.

Dann kamen die beiden Bübchen von vier und sechs Jahren an die Reihe. Der Fritz mußte eine Fibel haben, der sollte im neuen Jahre zur Schule, eine neue Sorge für die arme Mutter. Der zweite, Georg, sollte ein kleines Kästchen mit Häusern haben, — sie dachte wohl an eine Flöte oder auch an einen Waldteufel, aber die alte Dorthe hatte einen zu schwachen Kopf und konnte so viel Lärm nicht vertragen.

Bald war alles eingekauft, einige Lichter hatte ihr der mitleidige Händler von seinem Christbaum

geschenkt, sie waren freilich schon bald herabgebrannt, aber was schadet das; — Garn, sowie Fleisch zur Suppe nebst Zubehör — Alles vorbesorgt, und hastig eilte sie jetzt nach Hause, damit die armen Kleinen nicht vor Müdigkeit einschliefen, sie hatten sich doch gar zu sehr auf das Christkindchen gefreut.

Ob Frau Ehrlich in diesem Augenblicke wohl einen Gedanken für den unglücklichen Gatten hatte, der gewiß mit schmerzlicher Sehnsucht der Seinen gedachte? — Wer könnte daran zweifeln, war er doch ihr erster und letzter Gedanke, der Inhalt ihrer Gebete, ihrer Träume — ihrer stillen Seufzer bei der Arbeit. — Aber jetzt drängte sie die Thränen zurück und bannte den Schmerz in die tiefste Tiefe ihrer Seele; jetzt wollte sie nicht mehr murren und klagen, sondern auf Gott vertrauen und still und muthig tragen, was er ihr auferlegt. Sie sandte dem Gatten einen Gruß der Liebe und betete still, daß Gott in seine düstere Halle einen Schimmer dieses heiligen Abends hineinleuchten lassen möge.

Als sie das enge Stübchen betrat, da fand sie zu ihrer stillen Freude die Kinder noch wach, sehnsüchtig der Mutter harrend und den zum hundertsten Male erzählten Geschichten der alten Dorthe lauschend.

Der kleine Georg überraschte die Mutter mit einem Gedichtchen, welches das aufgeweckte wißbegierige Bübchen von einem Nachbarkinde gelernt hatte, es lautete:

„Du lieber, frommer, heil'ger Christ!
Weil heute dein Geburtstag ist,
D'rum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit."

„Auch bei uns, lieb Mütterchen?" fragte Fritz, sie forschend anblickend.

„Ja, Kinder, auch bei euch," versetzte diese lächelnd; der gute Vater, der noch immer nicht bei uns sein kann, hat's dem heil'gen Christ erzählt, daß ihr Alle so artig und folgsam seid, und ihn gebeten, euch recht Schönes zu bringen. Vorhin begegnete mir nun der heilige Christ in der Stadt und versprach mir, recht bald her zukommen, doch müßtet ihr mit der lieben Dorthe so lange in das Kämmerchen gehen und still warten, bis er käme."

„Ich möchte den heiligen Christ wohl mal sehen," meinte Fritz nachdenkend, „hat er ein weißes Kleid an?"

„Von lauter Sternen," belehrte ihn die Mutter, „die aber alle schwarz werden, wenn die Kinder ihn sehen wollen."

„Geht er denn auch zu dem guten Vater?" fragte der Kleine weiter.

„Gewiß, mein Kind! Geh' nur ins Kämmerchen, desto früher kommt er hin zum Vater."

Das wirkte, der Knabe folgte willig der alten Dorthe in die kleine Bodenkammer, wo es recht kalt war und sie die Kinder so lange in die Betten setzte, um sie zu erwärmen; sie brauchte nicht zu fürchten, daß sie einschliefen, selbst das kleine Lieschen wartete freudig auf den heiligen Christ,

dessen Herrlichkeit sie zum Erstenmale mit Bewußtsein schauen sollte.

Wie emsig war die Mutter jetzt bei dem Tannenbaum beschäftigt; die armen Kleinen durften ja auch nicht zu lange in der eisigkalten Kammer bleiben. — Jetzt war alles bereit, die Lichterstümpchen brannten lustig auf dem kleinen Baum, der zum Ueberfluß noch mit etwas Goldpapier, das ihr eine andere Arbeiterin geschenkt hatte, herausgeputzt war, und nun klatschte sie dreimal in die Hände, worauf die Kammerthür geöffnet wurde.

Starr vor Ueberraschung und Freude standen die Kinder vor all' den Herrlichkeiten, und die alte Dorthe vergoß Thränen. — Es war eine köstlichere Weihnachtsfreude, als sie jemals in den stolzesten Palästen empfunden werden kann und vor lauter Freud' und Jubel hatte die kleine Familie es nicht bemerkt, daß sich die Thüre leise geöffnet hatte und ein alter Herr mit einer Dame auf der Schwelle stand. Er nahm die Mütze ab, strich sich über die Augen und streckte dann wie segnend die Hand aus.

IV.

Bevor wir in unserer Geschichte jetzt fortfahren, kehre der freundliche Leser einige Stunden früher mit dem Erzähler in eines der ersten Häuser der Residenz ein, wo wir in einem hell erleuchteten Zimmer den alten Herrn mit dem weißen Schnurrbart und der militärischen Haltung, wie die in tiefe Trauer gekleidete Dame, deren

Bekanntschaft wir auf dem Christmarkte gemacht haben, wieder finden.

Einige große Packete, sowie ein umfangreicher Korb deuteten auf eine Christbescheerung, doch schien die Stimmung der beiden Anwesenden keine festliche zu sein. Die Dame, eine noch recht schöne, blasse Frau, hatte verweinte Augen und hauchte wiederholt in ihr feines Battisttuch, um dasselbe daran zu drücken, während der alte Herr mit großen Schritten das Zimmer maß und halblaute Worte vor sich hinmurmelte.

Plötzlich rückte er sich einen Sessel an den Tisch und ließ sich ungeduldig darin nieder.

„Ich verlasse die Stadt nicht eher, bis ich sie aufgefunden habe," sprach er zornig, „das schwöre ich bei meiner Ehre!"

„Ehre!" lachte er nach einer Pause bitter auf, „darf ich dieses Wort noch für meinen Namen, für mein Wappen, das ein niederträchtige Bube —"

„Vater!" flehte die Dame, die gefalteten Hände ihm entgegenstreckend.

„Nun, lüge ich etwa?" fuhr der alte Herr grimmig fort. — „Das Bübchen wurde zum Uebermuth des Reichthums und der Geburt erzogen, er kann im Grunde nichts dafür."

Die Dame senkte unter der Wucht dieser Anklage stöhnend das Haupt.

„Wenn mein Sohn noch lebte, —" rief Jener schmerzlich, — „aber es ist gut, daß er todt ist, — vielleicht hätte er in seinem Stolze das Rechte nicht erkannt, da er leider ebenfalls nur eine geringe Meinung von der Ehre eines Mannes aus dem Volke besaß und diese einzig für seinen Stand

in Beschlag nahm. Ich aber behaupte, daß die Ehre, der gute Namen, die einzigen Güter der Armen, der Besitzlosen sind, und es eine Todsünde ist, sie dieses ihres einzigen Reichthums zu berauben. — Höre zu, meine Tochter, was ich dir nun erzählen werde:

Bei Leipzig war ich, ein achtzehnjähriger Flaumbart, dem drei Pferde nach der Reihe unter dem Leibe erschossen wurden. Bei dem dritten wäre ich im Handumdrehen von dem Feinde massacrirt worden, wenn nicht einer meiner Leute, ein gemeiner Husar, Sohn eines geringen Taglöhners, sein Leben für mich in die Schanze schlug, indem er sich vor mich warf und die Streiche auffing. Sein ganzer Körper schien eine einzige Wunde zu sein und doch genas er und blieb noch ziemlich arbeitsfähig. Nach dem Frieden suchte ich den wackeren Funk, so hieß er, auf und bot ihm eine bedeutende Summe als Abschlagszahlung meiner Dankbarkeit an; wir Reichen glauben ja nun einmal, Alles mit Geld abkaufen zu können. Er aber wies stolz mein Geld zurück und sagte: „Kann ein Leben wie das Ihrige, Herr Lieutenant, mit Geld bezahlt werden? Oder that ich mehr als meine Pflicht, da ich einen Menschen vom sicheren Tode rettete? Dieses schöne Pflichtgefühl lass' ich mir nicht abkaufen." So sprach der Mann, und nun frage ich dich, meine Tochter, besaß er nicht die wahre Ehre?

„Sicherlich, mein theuerer Vater!" erwiderte die Dame, etwas aufathmend, da durch diese Erinnerung das Antlitz des alten Mannes auffallend weich und mild geworden war.

„Jawohl, jawohl!“ fuhr er leiser, wie mit sich selber redend fort, „er besaß die wahre Ehre, wie man sie selten in der Brust des Reichen findet. Er ließ das schöne Pflichtgefühl sich nicht abkaufen, — und jener arme Bahnwärter im Zuchthause darf ebenfalls stolz darauf sein, — auch er that seine Pflicht und muß dafür mit Entehrung büßen. — O großer Gott! warum mußte ich gerade damals todtkrank darniederliegen, abgeschnitten von der Außenwelt, während sie meinen Namen mit dem Schandmal der Lüge beschmutzten, um den Knaben zu retten! — Wäre ich gesund gewesen, ich selber wäre vor jenes Schwurgericht getreten und hätte den Herren ihre Pflicht zugedonnert und Respekt vor dem Gesetze, vor welchem Gleichheit herrschen muß, soll anders Gerechtigkeit auf Erden walten. Der Knabe hätte die Wahrheit öffentlich bekennen müssen, wie er sie später vor mir bekannt, und das Zuchthaus wäre ihm zum Tempel, anstatt wie jetzt zeitlebens zur Anklagebank geworden. — O Schande sonder Gleichen, freigesprochen von der einen Anklage, wird er für die zweite, welche mit jener in untheilbarer Verbindung steht, verurtheilt, um, dem Gesetze ein Opfer zu schaffen, ein Opfer für meinen Enkel!“

Der alte Herr, welcher kein anderer war als der General Rautenschwert, der Schwiegervater der Dame, schlug beide Hände im tiefsten Schmerze vor das verwitterte Gesicht und stöhnte laut.

Er war ein Soldat der alten Schule, ein durch und durch redlicher Charakter von militärisch strengem Ehrgefühl. Was hatte man Alles an-

stellen müssen, um ihn nach seiner Genesung von einem öffentlichen Schritte zurück zuhalten, der den unschuldig verurtheilten Bahnwärter befreien und den eigenen Enkel zur Strafe ziehen sollte.

Letzterer war Gefangener auf dem väterlichen Gute, wo er einsam zum Nachdenken über seine Schuld kommen sollte; so hatte es des Großvaters Wille mit unerbittlicher Strenge bestimmt.

Der alte Herr konnte sich nicht beruhigen bei dem Gedanken, daß der unglückliche Gefangene so lange seiner Freiheit widerrechtlich beraubt, so lange ihm und seinem Enkel, ja der ganzen Menschheit fluchen sollte. — Er erkundigte sich nach der Familie des Armen und erfuhr, daß sie dürftig und heimathlos nach dieser Stadt gezogen sei. — In seiner gewohnten kurzen Weise gebot er der Schwiegertochter, sich reisefertig zu machen, um die Unglücklichen mit aufsuchen zu helfen. Daß er noch einen geheimen Zweck dabei verfolgte, verschwieg er wohlweislich, um sich sein Vorhaben nicht durchkreuzen zu lassen.

Kaum angekommen in der Residenz, ließ er sich beim Fürsten zu einer Audienz anmelden, welche ihm auch huldreichst auf den nächsten Tag, also den ersten Weihnachtstag gewährt wurde. Und nun begann das Suchen nach der so unglücklichen Frau des Bahnwärters, wobei die vornehme Dame ohne Nachsicht von den alten General durch alle Arbeiterquartiere geschleppt wurde. Mittlerweile hatte er auch schon bei der Polizei angefragt und diese in Bewegung gesetzt, während er eine große Menge Sachen zur Christbescheerung einkaufte und seinen Geldbeutel nicht schonte.

So war er wieder in sein Hotel zurückgekommen und erwartete mit fieberhafter Ungeduld und Unruhe die Nachricht der Polizei. — Endlich, endlich kam der Ersehnte mit der Nachricht, daß die Frau aufgefunden sei und der Beamte Ordre habe, den Herrn General dorthin zu geleiten, weil in diesen Quartieren viel Rohheit herrsche. — „Nichts da!“ herrschte der General ihn an, „ich brauche keine Polizeiwache mit, wäre ja eine Schmach für mich! Geben Sie dem Lohndiener Bescheid, wo die Frau wohnt, und daß dieser dann einen Wagen holt.“ — Nach wenigen Minuten war sein Befehl ausgeführt, die Packete nebst dem umfangreichen Korbe in dem Wagen untergebracht und bald hielt derselbe vor einer elenden Baracke in der Vorstadt.

General Rautenschwert war's, welcher mit seiner Schwiegertochter auf der Schwelle der armen Bahnwärtersfrau stand und mit feuchtem Blicke dem Jubel dieser Christfeier zuschaute.

V.

Plötzlich verstummte der Jubel der Kinder. — Alle starrten erschreckt auf die seltsame Erscheinung in der Thüre und vermochten keinen Laut hervorzubringen, bis der kleine Georg furchtsam die Mutter fragte: „Ist das der Knecht Rupprecht?“

Der General nahm dem Lohndiener die Packete ab und trat mit der Dame in das Stübchen.

„Sie sind Frau Ehrlich, die Frau des gefangenen Bahnwärters?“ fragte er dann so mild, wie man ihn wohl noch nie gehört.

„Die bin ich, mein Herr,“ versetzte sie leise.

„Da Ihr Gatte für seine Pflichttreue im Gefängniß büßen muß, liebe Frau!“ fuhr der alte Herr mit etwas unsicherer Stimme fort, „und nicht für die Seinen zu sorgen vermag, so ist es ein Gebot der Menschlichkeit, diese heilige Pflicht, noch dazu an einem Abende, wie diesen, nach Kräften zu erfüllen. Geben Sie mir Ihre Hand, liebe Frau, und sagen Sie mir, ob Sie den Ankläger, um dessentwillen Ihr Gatte entehrt ist, hassen, ob Sie ihm fluchen?“

Die Dame wandte sich ab und verhüllte ihr Antlitz.

Durch die Seele der armen Frau blitzte ein Lichtstrahl.

„Nein, ich fluche dem Unglücklichen nicht,“ versetzte sie langsam, „obgleich ich ihn auch nicht zu segnen vermag. Ich kann den einzigen Enkel des Generals von Rautenschwert nicht hassen, obgleich er uns Alle so tief unglücklich gemacht, Schimpf und Schande auf meine armen Kleinen gehäuft hat. Was würde mein Vater, der alte Funk wohl gesagt haben, wenn ich dem Enkel seines geliebten Generals nicht verzeihen könnte?“

„Funk, mein braver Funk — war Ihr Vater?“ rief der General fast außer sich, indem er die beiden Hände der Frau ergriff und tief erschüttert sie anblickte; dann sank sein graues Haupt wie vernichtet auf die Brust, eine große Thräne fiel auf den weißen Schnurrbart nieder und die bebenden Lippen flüsterten: „So also hab ich dir meine Lebensrettung gedankt, braver Funk! Gott! diese Strafe hab’ ich nicht verdient!“

Da brach die vornehme Rinde der stolzen

Dame; sie wankte auf Frau Ehrlich zu, küßte, ehe diese es hindern konnte, ihre rauhe Hand und sprach schluchzend: „Dank, Dank für Ihre Verzeihung im Namen meines unglücklichen Sohnes, — bitten Sie Ihren Gatten, daß auch er ihm verzeihe! O das Leben liegt so finster vor ihm, und er ist noch so jung."

„Ich verspreche es Ihnen, gnädige Frau," versetzte Frau Ehrlich weinend und in höchster Verwirrung.

Der General bückte sich nieder zu den Kindern, denen er Geldstücke in die Hand drückte und küßte sie innig, welchem Beispiele auch die Dame sogleich folgte, dann reichte er der Frau die Hand und sagte: „Gott läßt die Sonne scheinen nach Sturm und Wetter, so hoffen auch Sie, gute Frau, Tochter meines wackeren Funk, der mir bei Leipzig das Leben gerettet, hoffen Sie auf neues Glück nach schweren Leiden und vertrauen Sie dem alten Gott, der die Ketten lösen und ungerechte Richtersprüche in Segen verwandeln kann."

Er drückte ihr noch einmal die Hand und fort waren Beide, der alte General und die stolze Dame, welche in dieser niederen Hütte wahre Ehre und ein echtes Frauenherz gefunden hatten.

Welche Ueberraschung, als nun Frau Ehrlich die Packete öffnete und darin warme fertige Winter-Garderobe für sie und die Kinder fand und nun gar den Inhalt des großen Korbes besichtigte. Da war an Eßwaaren und Leckerbissen Alles, was ein bürgerliches Christfest zu verherrlichen

vermag, und in solcher Fülle, daß sie gewiß vierzehn Tage davon leben konnten."

Der alte General aber drückte draußen seiner Schwiegertochter die Hand und sagte: „Ich bin mit dir zufrieden, meine Tochter, du hast dich selber geehrt in dem, was du vorhin gethan, und das Wort wahr gemacht: wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden. Mir ist so feierlich im Herzen geworden, als hörte ich die Weihnachtsengel singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind."

„So werden Sie auch unseren Max verzeihen, mein theuerer Vater!" rief die Dame, seine Hand an ihre Lippen ziehend.

„Wenn mir mein Vorhaben gelingt, sonst nicht. — Bitte den lieben Gott, daß er mir seine Hilfstruppen, die guten Engel schickt."

VI.

Der erste Weinachtstag war erschienen. Der alte General von Rautenschwert fuhr in voller Paradeuniform, die Brust mit Orden bedeckt, zum Schlosse.

Was er mit dem Fürsten, bei welchem er eine halbe Stunde allein war, verhandelt hatte, wußte Niemand.

Als er wegging, schob er mit freudestrahlendem Gesichte ein Papier in seine Uniform und ließ sich von Niemand aufhalten. — Er selber verrieth es nicht, und der wohlwollende Fürst eben so wenig, daß er diesem die volle Schuld seines Enkels mitgetheilt und die Befreiung des schuldlos Gefangenen erlangt hatte.

Es war eine heikle Geschichte und für den Fürsten nicht so leicht, eine Entscheidung zu treffen. So wählte er den Ausweg, indem er von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machte und die Befreiung des Gefangenen im Gnadenweg befahl, da dieser im guten Glauben seiner Dienstpflicht gehandelt, so hatte der Fürst eigenhändig niedergeschrieben. — Daß er ihm seine Stelle nicht wiedergeben dürfte, war natürlich, worauf auch der General gar nicht rechnete. — Sein Enkel war nun geschont und die Ehre erhalten.

Der alte Herr war in einer seltsam aufgeregten Stimmung, als er in's Hotel zurückkam. Er umarmte die Schwiegertochter und reichte ihr sodann schweigend das fürstliche Handschreiben, bei dessen Lesung die Dame vor freudiger Ueberraschung fast ohnmächtig wurde.

„Willst Du mit zu dem Gefangenen," fragte er leise; „doch nein," setzte er lebhaft hinzu, „mir geht eine prächtige Idee durch den Kopf, die wir auch ausführen müssen! — Willst Du mir auch dabei behilflich sein, Kind?"

Die Dame lächelte froh, denn so hatte er sie stets in glücklicher Laune genannt. „O, mit tausend Freuden, lieb' Väterchen!" erwiderte sie, seine beiden Hände ergreifend; „darf der heilige Christ jetzt auch versöhnt zu unserem Max kommen?"

„Wollen sehen, Kind! — Die Hoffnung ist da! Doch nun zu allererst zu meiner Idee. — Ich hole den Gefangenen, für den zu sorgen ich die Pflicht habe, während Du Dich mit seiner Familie nach unserem Gute Rothensee, wo der Max gefangen sitzt, aufmachst."

„Sollte die Frau mir folgen?“ fragte jene besorgt.

„Gewiß, übrigens will ich dich zu ihr begleiten, um der Sache Nachdruck zu geben; an Garderobe fehlts ja jetzt nicht für die kleine Compagnie.“

„Wollen Sie nicht erst zu Mittag speisen, Vater?“

„Ja so, obgleich ich mir eigentlich nicht die Zeit dazu nehmen darf. Ich muß mich nach dem Eisenbahnzug richten.“

Er klingelte dem Kellner, befahl, ihm den Fahrplan und ein warmes Frühstück zu besorgen, aber in aller Eile, und machte sich dann ans Umkleiden und Einpacken.

„Wir dürfen den armen Ehrlich nicht um eine Minute der Freiheit eigenmächtig betrügen,“ sprach er dabei eifrig, „es wäre ein neues Unrecht, und der erste Zug geht schon in einer Stunde ab.“

Die Dame war indessen von gleichem Eifer beseelt, was der General mit stiller Freude bemerkte, da sie bislang sich noch immer nicht an den Gedanken hatte gewöhnen können, daß dem geringen Manne, der ja nur ein Bahnwärter sei, ein so großes Unrecht geschehen, jetzt war Herz und Gewissen gewaltsam geweckt worden, und mit Ehrfurcht und Liebe schaute sie auf den Greis, der so unerschüttert die Fahne der wahren Ehre hoch hielt. Das Phantom der Vorurtheile war gesunken, und sie fühlte sich nicht mehr gedemüthigt bei dem Gedanken, mit einer Familie aus dem Volke vereint die Reise zu machen.

Wie erstaunten die Bewohner dieses so arm-

seligen Quartiers, als schon wieder vor der niederen Baracke eine Droschke hielt und der vornehme Besuch vom gestrigen Abend auf's Neue der Frau Ehrlich galt. Ihr Erstaunen aber erreichte den höchsten Grad, als nach einer Viertelstunde die ganze Familie in den Wagen stieg, während eine zweite Droschke den vornehmen Besuch aufnahm und beide dann im schnellen Trabe dem Bahnhof zurollten.

Was hatte das nur zu bedeuten? — Man bestürmte die alte Dorthe, die allein zurückgeblieben war, und diese erzählte mit geheimnißvoller Miene, daß der verstorbene Vater von Frau Ehrlich dem alten vornehmen Herrn einst bei Leipzig das Leben gerettet habe und dieser jetzt seinen Dank an die Tochter abtragen wolle.

Die Arbeiter gönnten es dieser armen Frau von Herzen; sie hatte ja so schwer für ihre Kinder arbeiten müssen, und als Dorthe von den Leckereien unter die gaffenden Kinder der Nachbarn vertheilte, da war großer Jubel und Alle freuten sich, daß nun auch die alte Dorthe, welche noch eine Zeit lang die Wohnung hütete, es in ihren letzten Tagen gut haben sollte, was sie auch um Frau Ehrlich sehr wohl verdient hatte.

Auf dem Bahnhof pfiff die Lokomotive und fort brauste der Zug.

Der General hatte mit seiner Schwiegertochter und der Familie des Bahnwärters ein ganzes Coupe zweiter Classe genommen, da sie bis zu einer gewissen Station denselben Weg hatten.

Frau Ehrlich befand sich wie in einem märchenhaften Traume, aus welchem sie jeden Augenblick

zu erwachen fürchtete. Sie war an den Kummer und an das Unglück so sehr gewöhnt worden, daß sie an einen so plötzlichen Wechsel gar nicht glauben konnte. — O wenn ihr armer Gatte dieses wüßte, um wie viel ruhiger würde er sein furchtbares Loos ertragen? Es schien der Armen ein Verbrechen, glücklich, sorgenlos zu leben, während er so schuldlos im Kerker schmachtete.

Die drei kleinen Kinder saßen unbeweglich in den weichen Kissen und freuten sich der schnellen Bewegung, ja das kleine Lieschen fühlte nicht übel Lust, auf den Schooß der feinen Dame zu klettern, worüber die Mutter in argen Schrecken gerieth, was die Dame indeß nicht abhielt, die Kleine zu sich zu nehmen, und sich liebkosend mit ihr zu unterhalten, wozu der General freundlich nickte.

Bei der zweiten Station verließ die Dame mit der Familie das Coupe, um mit dem eigenen Wagen, bei welchem Kutscher und Diener in Livree sich befanden, die ihre Herrschaft hier erwarten mußten, nach dem zwei Meilen entfernten Gute zu fahren, während der General mit diesem Zuge weiter reiste.

Die arme Frau hatte noch immer keine Ahnung von dem wirklichen Glücke, das ihrer harrte.

VII.

Fünf Minuten von der Stadt Z. entfernt lag ein großes, düsteres Gebäude mit vergitterten Fenstern und von hohen Mauern umgeben. Es war das Zuchthaus, die fürchterliche Strafanstalt für schwere Verbrecher.

Der alte General von Rautenschwert schauerte

in sich zusammen, als er durch diese Pforte schritt, welche ihn abzuschließen schien von der menschlichen Gesellschaft. Er nannte dem Inspektor seinen Rang und Namen und übergab ihm den Freilassungsbefehl des Fürsten.

„Der Bahnwärter frei!“ rief der Inspektor mit unverkennbarer Freude. „O Herr General, das ist einmal eine rechte Weihnachtsbescheerung, wie ich sie mir nicht besser hätte wünschen mögen. Der arme Ehrlich hatte mich täglich gejammert, ein so braver, tüchtiger Mann, sicherlich hätte ich ihn, wenn er seine Strafzeit ganz abgesessen, nicht lebendig abliefern können.“ — Selbst dieser Mann, dessen Natur gegen das gewöhnliche menschliche Mitleid verhärtet war, fühlte das tiefe Unrecht, welches dem Armen geschehen.

Der General ging mit ihm in die Zelle des Gefangenen, wo der Inspektor diesem die Freiheit verkündete. „Der heilige Christ ist auch zu Euch gekommen, mein lieber Ehrlich!“ rief letzterer fröhlich, er bringt Euch die Freiheit durch seinen Abgesandten, den Herrn General v. Rautenschwert.“

Der Gefangene sah bleich und leidend aus, er blickte verwirrt auf die beiden Männer und nur der Name Rautenschwert schien wie ein elektrischer Schlag ihn zu berühren.

„So hat der junge Mensch die Wahrheit bekannt?“ fragte er mit aufleuchtenden Augen, „meine Ehre, mein guter Name ist wieder hergestellt?“

Der Inspektor wollte die Thüre öffnen, da flüsterte ihm der General in's Ohr: „Lassen Sie mich zwei Minuten mit ihm allein,“ und der Inspektor verließ sofort die Zelle.

„Mein lieber Ehrlich," begann der alte Herr mit unsicherer Stimme, indem er dessen Hände ergriff, „mein Enkel hat ein schweres Verbrechen gegen Sie begangen, wofür ihn Gott schwer bestraft im eigenen Gewissen. Er hat mir die Wahrheit bekannt, und ich bin zu unserem Fürsten gegangen, um die Sache in seine Hände zu legen. Ich habe Gerechtigkeit verlangt, da Ihre Ehre mir so hoch steht wie die eigene Der Fürst hat Ihre sofortige Freilassung verfügt und es in Ihre Hand gelegt, die Bestrafung meines Enkels zu verlangen. Wie Ihre Wahl auch ausfallen mag, ich werde, selbst im schlimmsten Falle, mein Haupt dem Gesetze beugen, vor welchem kein Unterschied herrschen soll."

Ein schwerer Kampf prägte sich in dem bleichen Gesichte des Gefangenen aus. Sollte er den Schimpf auf seinem Namen lassen, um den vornehmen Verbrecher zu retten? War es nicht heilige Pflicht, seinen Kindern als größten und einzigen Schatz einen guten Namen zu hinterlassen?

Da schaute er in das kummervolle Antlitz des alten Mannes, dessen einzige Hoffnung dieser Enkel war, der doch am Ende nur im jugendlichen Uebermuth gefrevelt, ohne die Folgen zu überlegen. Die ehrenvolle Vergangenheit des Generals, das graue Haupt, auf welchem kein Makel haftete, — Alles sollte durch ein einziges Wort von ihm ausgelöscht, mit Schande bedeckt werden!

Da war der Kampf zu Ende, er drückte dem General die Hand und sprach bewegt: „Nein, nein! es ist genug der Strafe — durch mich soll

kein Auge mehr in dieser Geschichte getrübt werden. Ihr Enkel soll frei sein, Herr General!"

„Dank, mein wackerer Freund, Dank!" erwiderte der alte Herr gerührt, „die Zukunft meines Enkels ist durch Sie gerettet, er soll es Ihnen niemals vergessen. Aber nun schnell aus diesem Hause, damit die Luft der Freiheit Sie auch wieder neu belebe!"

„Noch ein Wort, Herr General, bevor ich diese Zelle auf ewig verlasse," sprach Ehrlich, „zürnen Sie dem Manne, der jenen Frevel zur Anzeige brachte, ohne dabei an Ihren Rang und an Ihr graues Haupt, Herr General, zu denken?"

„Zürnen — weil Sie Ihre Pflicht erfüllt? — Ei, mein Freund, denken Sie besser von einem alten Soldaten! Waren Sie nicht selber Soldat?"

„Ja, Herr General."

„Zum Henker, dann wissen Sie auch, wie ich darüber denke, und daß ich meinen eigenen Sohn erschießen ließe, wenn er ehrlos auf seinem Posten wäre."

Er klopfte ihm freundlich auf die Schulter und setzte mit einem unterdrückten Seufzer hinzu: „Der Junge ist kein Soldat, da muß man schon durch die Finger sehen. Doch nun vorwärts marsch!"

Als Ehrlich sich wieder in seiner alten Kleidung fühlte, da rannen ihm zum ersten Male wieder die Thränen über die bleichen Wangen, denn jetzt erst fühlte er den Alp der Schande von sich weichen.

Bald saß er mit dem General im Eisenbahn-Coupe, und vorwärts brauste der Zug mit ihnen, einem neuen Glücke zu. Er hatte dem alten Herrn

die Hand darauf geben müssen, ihm ganz zu vertrauen, er wolle ihm schon am schnellsten zu Frau und Kindern bringen.

Wie ein böser Traum versank das Zuchthaus mit der Sträflingskleidung vor seinem Blick, vor der hellen Wirklichkeit; an der Seite dieses Mannes fühlte er den Schimpf von sich genommen und seinen Namen gereinigt von jedem Makel.

VIII.

Es war Abend geworden, draußen knisterte der Schnee an den Bäumen, wobei die Sterne am nächtlichen Himmel im hellsten Glanze funkelten.

Während in dem großen Saale des Gutes Rothensee ein emsiges Walten und Schalten war, um denselben festlich heraus zu putzen, wobei Frau Ehrlich wacker half und die gnädige Frau zum Staunen der Dienerschaft wie eine Magd herumschaltete, heiter und mild, ja scherzhaft, wie noch nie in ihrem Leben, — saß der junge Max von Rautenschwert einsam in seinem Zimmer, von Büchern und Schriften umgeben. — Er starrte düster zur Decke empor, und als einmal entferntes Lachen und fröhliche Stimmen zu ihm herüberdrangen, seufzte er tief auf und vergrub sein Gesicht in die beiden Hände. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er keine Christbescheerung gehabt, war der heilige Abend dunkel und einsam für ihn vorübergegangen. Nicht einmal die Mutter hatte seiner gedacht.

„Ich hab's verdient," seufzte er, und Thränen rannen über sein Gesicht, „darf ich mich des hellen Glanzes eines Weihnachtsfestes freuen, während

jener Unglückliche durch meine Schuld, ja, eigentlich für mich im dunklen Kerker schmachtet und mir flucht? — „Nein, nein," fuhr er außer sich empor, „ich halt's nicht länger aus, dieser Gedanke bringt mich noch zum Wahnsinn. — Lieber will ich im Zuchthause sitzen und die Strafe büßen für meinen Frevel, als in dieser Einsamkeit das Bild des armen Mannes vor mir haben. Wenn der Großvater kommt, so will ich's ihm sagen, — ich will einmal Ruhe mit meinem Gewissen haben."

Ein Wagen rollte vor die große Freitreppe des Herrenhauses. „Das wird er sein," fuhr Max leise fort, — „ob wohl die Mama schon angekommen ist?" — Er horchte athemlos und trat an das Fenster, welches dem rechten Flügel gegenüber lag.

Drüben waren alle Fenster hell erleuchtet, es war im großen Saal, — er sah zwei prächtige Christbäume brennen, konnte aber, so viel er sich anstrengte, Niemand erkennen.

„Dort wird Christbescheerung sein," murmelte er, „o Mama, du kannst dich freuen, während dein Sohn hier einsam trauert und weint!" — Dieser Gedanke schien ihm den letzten Halt zu rauben, er sank auf einen Stuhl und weinte laut, wie ein Kind.

Ja drüben im großen Saale war Bescheerung, eine heilige Freude des Wiedersehens im hellen Schimmer der Weihnachtslichter.

Als der General mit seinem Schützling angekommen, führte er diesen in sein eigenes Zimmer, worauf er sich in den Saal begab, und befahl,

die Lichter anzuzünden. Dann mußte sich die ganze Dienerschaft bis auf Weiteres hinaus begeben, obgleich auch sie nach der alten Sitte ihre Bescheerung hier erhielt, nur die Schwiegertochter und Frau Ehrlich mit ihren Kindern sollten hier erscheinen.

Wie in eine Märchenwelt versetzt, von lauter Wundern umgeben, so starrten die Kinder auf all' die Pracht und Herrlichkeit um sich her und wagten kaum zu athmen.

Der General führte die Frau mit ihren Kindern schweigend zwischen die beiden Christbäume und sagte dann mit vor Rührung zitternder Stimme: „Ahnen Sie nicht noch ein größeres Glück, eine schönere Bescheerung, liebe Frau?"

„O, Herr General, wie dürfte ich so vermessen sein, mein höchstes Glück zu ahnen?"

„Sie dürfen es," versetzte der alte Herr, rasch den Saal verlassend und nach wenigen Augenblicken mit ihrem Gatten an der Hand zurückkehrend.

„Vater, lieber Vater!" schrie Fritz auf und stürzte dem so selig Ueberraschten in die offenen Arme.

Die Frau aber wurde blaß wie der Tod und wäre niedergesunken, wenn nicht die Dame des Hauses sie schnell aufgefangen hätte. — Still legte sie dieselbe in die Arme des Gatten und trat dann mit feuchtem Blicke zu dem Schwiegervater, der sich leise in eine Ecke zurückgezogen hatte, um sich einige Augenblicke an diesem Glücke der guten Leute zu weiden und dann geräuschlos den Saal zu verlassen.

Sie wußte wohin er ging; ihr Herz pochte zum Zerspringen. Die ehedem so stolze Frau wäre gerne auf ihre Kniee niedergesunken, um Gott für die Lösung ihres düsteren Geschickes inbrünstig zu danken.

Der General war bei seinem Enkel eingetreten, den er schweigend anblickte, ihm zum ersten Male seit jenem Unglückstage die Hand reichend.

Max drückte die väterliche Hand, die ihm so viel Liebes und Gutes erwiesen, zärtlich an sein Herz und seine Lippen und sprach mit fester Stimme: „Theuerster, liebster Großpapa, ich habe eine große Bitte an dich!“

„Sprich sie aus,“ antwortete der General.

„Das Gefühl meiner Schuld macht mich ganz wahnsinnig, ich kann es nicht mehr ertragen, mir fort und fort sagen zu müssen, daß ein redlicher Mann die Strafe büßt, die mir gebührt. Mache den Mann frei, Großpapa, ich will auch vor der Welt die Strafe büßen!“

Da leuchtete es in den Augen des Generals auf wie ein zündender Blitz; — ein mildes Lächeln verklärte das Greisenantlitz und im überströmenden Gefühl einer stolzen Freude schloß er dem überraschten Enkel in seine Arme und drückte ihn an sein Herz. — „Jetzt bist du wieder ein wackerer Erbe meines Namens,“ sprach er gerührt, „Gott sei gedankt, der dich mir wiedergegeben. Folge mir, mein Sohn!“

Er ergriff ihn bei der Hand und führte ihn nach dem rechten Flügel hinüber, wo er mit ihm in den Saal trat.

„Mein Sohn, mein theuerer Max!“ rief die Mutter, ihm schluchzend die Arme entgegenstreckend.

Er aber wehrte sie sanft von sich ab; sein Blick haftete wie im Traume an dem Antlitz des Bahnwärters, der auf einen Wink des Generals auf ihn zutrat und mit bewegter Stimme sagte: „Mein armer junger Herr! ich sehe es Ihnen an, daß auch Sie genug gebüßt haben, wenn Sie auch nicht die Sträflingsjacke trugen. Ich bin frei und verzeihe Ihnen von ganzem Herzen Alles, was Sie mir gethan, — der Herr General hat's tausend Mal vergolten, und wenn mein seliger Schwiegervater für diesen Helden sein Leben lassen wollte, so darf auch ich wohl ein Stück meiner Ehre für ihn hergeben.“

Max drückte dem braven Manne beide Hände und stürzte dann dem Großvater an die Brust, worauf dann endlich die Mama an die Reihe kam. — Er konnte kein Wort sprechen, aber die stille Freude, die ihn die Brust mit Wonne und Schmerz erfüllte, sein Betragen gegen die Kinder des armen Mannes, mit denen er spielte und tanzte, sagten dem General, daß die Zeit der Buße an seinem Enkel nicht verloren sei.

Es war dies ein Weihnachtsfest in der heiligsten Bedeutung des Wortes, im Geiste des Erlösers.

Wenn wir schließlich noch hinzufügen, daß der General seine Pflicht gegen Ehrlich im vollen Umfange erfüllte, indem er ihn, der ein tüchtiger Schütze war, als Jäger auf seinen Gütern mit dem Gehalte eines Försters anstellte, so wäre

das eigentlich überflüssig gewesen, da diese Sache dem alten Herrn zu selbstverständlich dünkte.

Max wurde nun des Jägers treuester Freund, obgleich dieser nie den Respekt aus den Augen ließ. Der alte General aber behandelte die Familie des ehemaligen Bahnwärters wie seine eigene, und ließ an ihr kleines trauliches Wohnhaus den Weihnachtsspruch schreiben:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“

15.

Die selige Ursulina.

Ursulina war von Geburt sehr schwächlich, so daß sie erst mit ihrem fünften Jahre gehen lernte. Sehr bald aber wendete sich ihr Gemüth den geistlichen Uebungen zu und sie hielt sich so ferne von dem Treiben der Welt, daß die Nachbarinnen zu ihrer Mutter sagten: „Euere Tochter muß recht stolz sein, daß sie nie in unserer Gesellschaft kommt.“ Da die Mutter es ihrer Tochter sagte, antwortete diese: „Warum soll ich den Umgang mit meinem Herrn Jesus Christus und den Heiligen aufgeben um jener Leute willen? Der Herr hat mich so berufen, ihm diene ich auf diese Weise.“

Ursulina erwarb sich eine außerordentliche Kenntniß in den Religionswahrheiten und wußte Zweifel und Einwürfe in einer Weise zu lösen, daß Jedermann sich wunderte, wie solche Weis-

heit in einer Jungfrau wohne. Dabei zeigte sie aber stets die anmuthigste Bescheidenheit. Einmal wurde sie von einem vornehmen Geistlichen auf die Probe gestellt durch die Frage: „Wenn du so große Erleuchtung hast, wie die Leute sagen, erkläre einmal deutlich, was die Dreieinigkeit ist.“

Ursulina erwiderte: „Wenn du den dreieinigen Gott selbst anschauen dürftest, würdest du ihn dann ergründen und sein Wesen mit Worten erklären können?“ — „Gewiß nicht,“ antwortete jener. „Also ist auch deine Frage unnütz,“ erwiderte die Jungfrau.

„Wenn du so vertrauten Umgang mit Gott hast,“ fragte jener wieder, „so wirst du auch wissen, welche Menschen selig werden und welche verloren gehen?“ Hierauf entgegnete die fromme Jungfrau: „Wenn du einen blühenden Baum siehst, kannst du unterscheiden, welche Blüthen Frucht bringen werden, und welche abfallen ohne Frucht zu bringen?“ Da jener nichts zu antworten wußte, setzte Ursulina hinzu: „Solches ist Gott allein bekannt, und wem er es offenbaren will.“ — Ursulina mußte überhaupt wegen ihren großen Geistesgaben und besonderen Erleuchtung manche Verdächtigung und selbst Verfolgung ertragen.

Nachdem sie aus Parma, wo sie zu Hause war, durch den tyrannischen Gebieter der Stadt vertrieben war, flüchtete sie sich mit ihrer Mutter nach Verona und lebte daselbst still in Arbeit und Frömmigkeit. Nach einigen Jahren wurde sie schwer krank. Ihr Mutter bat nun die geliebte Tochter flehentlich, sie solle doch recht kräftig um

Herstellung ihrer Gesundheit bitten und Gott anflehen, daß er sie ihr nicht hinwegnehmen möge. „Liebe Mutter," sagte Ursulina, „wir müssen uns ruhig in Gottes Willen ergeben, denn Er weiß am Besten, was uns noththut. Hat uns Gott in dieser armseligen Welt bisher nicht gut geführt? Ist es aber nicht auch recht, daß wir sündige Menschen mit unserem unschuldigen Haupte Christus etwas leiden? wir sind ja seine Glieder. Ich weiß aber, daß ich jetzt beim Ziele alles Fleisches angelangt bin und der Mutter Erde zurückgeben muß, was ihr gehört. Wir wollen unseren Nacken dem göttlichen Willen beugen."

Ihre Mutter, die am besten wußte, wie heilig Ursulina gelebt, ergab sich nun darein, daß ihre Tochter jetzt in den Himmel eingehe, forderte sie aber auf, ihr und den umstehenden Freunden noch ein Andenken für das Seelenheil zurückzulassen. Da sprach Ursulina: „Vor Allem bitte ich Euch inständig, daß Ihr Liebe zu einander habet; ferner haltet fest den wahren und lebendigen Glauben und seid überzeugt, daß alles, was Euch begegnen mag, von Gott kömmt aus seiner unermeßlichen Liebe, die er zu seinen Geschöpfen hat. Dann ermahne ich Euch und hinterlasse es Euch als ein besonderes Vermächtniß, daß Ihr Niemanden mit Eurem Urtheile verdammet, denn das Richten Anderer ist trügerisch und das verderblichste Seelengift."

Als es am folgenden Tage mit ihr zum Sterben kam, betete sie noch folgendes Gebet: „O ewiger Gott, bester Herr und Meister, der du diesen Leib deines Geschöpfes aus Erde gebildet hast! O süßeste Liebe, o innige Güte! aus so

Geringem hast du die Wohnung gemacht, in welcher du den großen unermeßlichen Schatz, die Seele, dein Ebenbild, eingethan hast. Du, mein geliebter Meister, bist es, der dieses Gebilde baut und abbricht und wieder herstellt nach dem Wohlgefallen deiner Güte. Dir, ewiger Vater, opfere ich, deine arme Magd, mein Leben, erbarme dich und verzeihe mir meine Sünden und Nachlässigkeiten, erbarme dich und spende mir deinen Segen!"

Und nun gab sie noch einen glänzenden Beweis ihrer tiefen Demuth, indem sie mehrmals an ihre Brust schlug und sprach: „Meine Schuld, ewige Dreieinigkeit, daß ich deine Majestät beleidigt habe durch viele Nachlässigkeiten, durch Ungehorsam, durch Undank, durch Unwissenheit und viele andere Fehler. Ach, ich Elende, daß ich deine Gebote so schlecht befolgt habe, namentlich jenes, das du mir besonders vorgeschrieben hast, dir stets Ehre und meinem Nächsten Dienst zu erweisen. Ich habe das Gegentheil gethan, ich habe die eigene Ehre gesucht und in der Zeit der Noth die Mühe für den Nächsten geflohen. Meine Schuld! du, Vater, hast mir befohlen, daß ich mich ganz aufgebe und verleugne und nur das Lob und die Ehre deines Namens suche und das Heil der Seelen; aber ich habe meinen eigenen Trost gesucht. Barmherzigster Vater, du hast mich fortwährend eingeladen, dich zu empfangen mit feuriger Liebe, mit herzlichen Thränen, mit demüthigem, anhaltendem, treuem Gebet für deine heilige Kirche und das Heil der ganzen Welt; aber ich habe nicht entsprochen, sondern bin schlafend gelegen auf dem Bette meiner Trägheit. Ich

Elende! du hast mich von Jugend an auserwählt, und ich bin dir nicht treu gewesen, denn ich habe nicht in stetem Andenken getragen dich selbst und deine großen Wohlthaten. Mein Wille war nicht wohlgeneigt, dich zu lieben und dir nachzugehen, wie du von mir verlangt hast!

So klagte sich an diese „reinste Taube", wie ihr Biograph sie nannte. Hierauf empfing sie die heiligen Sakramente mit tiefster Demuth und Ehrfurcht. Dann richtete sie ihre Augen auf ein Crucifixbild und fing an andächtig zu beten und so erhabene Dinge zu reden, daß die Umstehenden es kaum fassen konnten. Nach einiger Zeit rief sie die Mutter zu sich und sprach: „Gib, liebste Mutter, den Segen deiner Tochter, die du geboren hast, denn es ist Zeit, daß ich zu meinem Schöpfer zurückkehre." Die Mutter fing an, bitterlich zu weinen und sprach jammernd: „Meine Tochter, sei gesegnet! Aber ich bitte, segne du auch deine arme Mutter!" — Ursulina erhob ein wenig die Hand, segnete die Mutter und die Umstehenden und sprach dann: „Herr, du rufst mich, sieh, ich komme zu dir! Ich komme nicht kraft meiner Verdienste, sondern durch deine zuvorkommende Barmherzigkeit, welche ich von dir erflehe um des Blutes deines Sohnes willen!" Nachdem sie noch mit sanfter Stimme die Worte gesprochen hatte: „Vater, in deine Hände empfehle ich meine Seele und meinen Geist!" verschied sie in seligem Tode. Ihr Leib wurde zuerst zu Verona beigesetzt, später aber nach Parma, ihrer Heimath überführt, wo er in der Klosterkirche des hl. Quintinus ruht und verehrt wird. Sie starb um das Jahr 1400.

16.

Die jugendlichen Freunde.

I.

Die schöne Stadt Boulogne strahlt von jenem festlichen Ansehen, das sie alle Tage hat, und welches andere Städte nur zu besonderen seltenen Zeiten aufzeigen. Ihr prachtvolles Ufer, welches die grünen Wogen des Oceans bespülen, war von einer schönen Frühlingssonne beleuchtet, die breiten mit glänzenden Kaufläden besetzten Straßen strotzten von Spaziergängern. Die Oberstadt lag ruhig da, und die weißen Mauern der Kathedrale, wie die des Klosters zur Heimsuchung stiegen zum Himmel empor wie in Stein gehauene und in Granit geschnittene Ave Maria. — Und in dieser so schönen, so heiteren und glücklichen Stadt langweilte sich ein kleines Kind und weinte. Dieses Kind war krank, und es war betrübt, sich an einem so heiteren Tage an das Haus gefesselt zu sehen, während seine kleinen Gefährten mit Karren, Hacken und Schaufeln an's Ufer hinabgingen.

Seine Mutter hatte indessen tausenderlei Spielsachen aufgehäuft, mit denen man die Kinder der Reichen erfreut. — Aber Alles wurde von dem kranken Knaben wenig beachtet, welcher kaum einen Blick darauf warf.

„Was willst du, Edgar, mein theueres Kind, sage, was du wünschest!“ sagte die Mutter zu ihm.

„Ich möchte mich unterhalten, und ich langweile mich! Ich möchte ausgehen, und man läßt mich nicht!“

„Aber du weißt ja doch, daß der Arzt es verboten hat, mein kleiner Engel, möchtest du denn deiner Mutter Schmerz bereiten?“

„Nein, nein, Mama, keinen Schmerz! aber ich habe so große Langweile.“

„Willst du noch ein wenig Domino spielen?“

„Wir haben schon drei Parthien gespielt und ich habe sie alle gewonnen.“

„Soll ich dir deine Soldaten aufstellen, oder dein Stereskop zeigen?“

„Ach, Mama, es ist immer dasselbe!“ Und der arme Edgar fing an zu weinen, denn die Krankheit hatte ihn geschwächt und noch schwerer als sonst zu befriedigen gemacht. Aber plötzlich trockneten seine Thränen und er heftete seine Augen auf Jemanden, der ihn auch seinerseits betrachtete. Es war ein kleiner Knabe, etwas älter als Edgar, der beim Vorübergehen auf dem Trottoir stehen geblieben war, ganz verblüfft über die Spielsachen, die auf dem Fensterbrette des kleinen Kranken aufgestellt waren.

„Ach, das ist schön!“ sagte der Knabe vor sich hin.

„Findest du's?“ entgegnete Edgar von Innen; „komm und sieh, ich habe noch viele Andere,“ und um ihn anzuziehen, zeigte er ihm die Arche Noe's; indem er zur Mutter in bittendem Tone sagte: „Mama, laß ihn hereinkommen!“

Frau v. Guiscard zögerte ein wenig, aber die dringenden Bitten ihres Kleinen und das redliche Gesicht des Knaben draußen entschieden. Sie läutete, und der fremde Knabe kam herein, halb erfreut, halb schüchtern, und rollte zwischen seinen Fingern den Saum einer grünen Leinwandschürze, die er schon trug, wie ein kleiner Arbeiter.

„Guten Tag," sagte Edgar, ihm die Hand mit kindlicher Höflichkeit hinhaltend. „Willst du mit mir spielen?"

„Ich will wohl."

„Ich darf nicht ausgehen, weil ich krank gewesen bin."

„Man sieht es, aber du kannst dich ja hier nicht langweilen! Was für hübsche Sachen!"

„Mein Kind," sagte freundlich Frau v. Guiscard, „werden deine Eltern über deine Abwesenheit nicht beunruhigt sein?"

„O nein, gnädige Frau, es ist Urlaubstag, und ich kann bis zum Abend spazieren gehen."

„Wo wohnst du denn?"

„An der Ecke von der Straße Dezille, ganz nahe von hier; mein Vater ist Tapezierer."

„Hast du noch deine Mutter?"

„Ja, gnädige Frau, und zwei Brüder und drei kleine Schwestern."

„Wie heißt du? Ich heiße Edgar," fragte Edgar.

„Ich? Ich heiße Joseph, Joseph Lepage."

„Nun gut, Joseph, komm spielen!"

Die Langweile war nun fort und die Stunden, die sich bis jetzt so lang gedehnt hatten, flohen unter Spielen und Lachen dahin, und als

Joseph am Abend fortging, rief ihm Edgar ganz belebt zu:

„Du kommst doch morgen wieder, Joseph, sag?"

II

Herr und Frau v. Guiscard, welche glücklich waren, für ihr Söhnchen eine Zerstreuung gefunden zu haben, zogen dennoch Erkundigungen über den kleinen Joseph ein. Sie erfuhren, daß seine Eltern gute und thätige Handwerksleute waren, die viel arbeiteten, um ihre zahlreiche Familie zu ernähren und zu erziehen und es zu Etwas zu bringen. Joseph war einer der besten Zöglinge bei den Brüdern von der christlichen Lehre; das Ehrenkreuz der Schüler glänzte oft an seiner Brust; und zu Hause fing er unter den Augen seines Vaters schon seine Lehre an und arbeitete nach seinen schwachen Kräften. Dieser gute Ruf öffnete ihm die Thüre des adeligen Hauses und so kam er alle Tage, um mit Edgar zu spielen. Dieser letztere genoß auf eine besondere Weise die Gesellschaft seines neuen Freundes; schwach, zart, krank, gesättigt von gewohnten Genüssen und fast voll Eckel über das, was er besaß, fand er eine Art von ernstem, über sein Alter gehenden Vergnügen darin, die Ueberfülle von Leben, die Lebhaftigkeit beim Spiel und die jugendliche Hitze zu sehen, die Joseph belebten, und was noch mehr, dieser hatte eine praktische Erfahrung der Dinge, welche oft den Kindern der Reichen fehlt. Er wußte sich seiner Hände zu bedienen, mit Hilfe eines Nagels und eines Stückchen Bindfadens besserte er die zerbrochenen Spiel-

sachen aus. Er erklärte, wie er es von seinem Vater gehört hatte, die Geheimnisse gewisser Handwerke, und erzählte Seegeschichten, wie er sie aus dem Munde einiger Seeleute erfahren; endlich lehrte er Edgar, der übrigens viel unterrichteter war als er, neue Thatsachen, welche dem wißbegierigen Geiste des kranken Kindes neue Aussichten eröffneten. Seinerseits erzählte ihm auch Edgar, was er gelesen oder lesen gehört hatte, er erklärte ihm Kupferstiche, welche sonst verschlossene Briefe für den kleinen Arbeiter geblieben wären, und dieser Austausch von Ideen bildete unter ihnen ein seltenes Freundschaftsband. Eduard interessirte sich für Alles, was Joseph bedurfte, und Joseph seinerseits vergaß nichts, um seinen Freund zu zerstreuen und zu erheitern. Er brachte ihm Blumen, die er in den lachenden Thälern, welche Boulogne umgaben, pflückte, auf dem Sande gesammelte Muscheln, er erfand neues Spielzeug für ihn, und wider Willen wollt er ihn zwingen, alle Bilder anzunehmen, die man ihm bei den Lehrbrüdern gab.

So verging der Sommer, aber seine schönen Tage gaben Edgar die Gesundheit nicht wieder, und oft verglich seine arme Mutter mit gepreßtem Herzen die bleiche Stirne ihres Sohnes, seinen schwachen Körper, den leidenden Ausdruck seiner jugendlichen Züge mit dem frischen lebensfrohen Gesicht, dem starken und festen Körper Josephs.

Die ersten Herbstschauer machten das Kind noch kränker; ein gefährliches Fieber brach aus; die Mutter schlief nicht mehr, den Vater beunruhigten ängstigende Träume und düstere Gedanken

verfolgten ihn im Trubel der täglichen Geschäfte. Joseph kam alle Tage nach der Schule seinen lieben Freund zu besuchen; er setzte sich neben das Bett, drückte seine Hände, sprach halblaut und zeigte ein sehr heiteres, beruhigendes Aussehen; oft aber erhoben sich seine Blicke zu den Augen der Frau v. Guiscard und fragten sie um Rath, und die Mutter und der Freund schienen sich gegenseitig aufzumuntern, um eine Ruhe zu heucheln, die nicht in ihrem Herzen war. Zuweilen ging es mit dem Kranken ein wenig besser, und die Hoffnung überströmte, wie eine erfrischende Quelle, diese von Angst gebeugten Seelen; das Kind aß, stand auf und der Arzt sprach schon scherzend mit ihm. Die arme Mutter athmete auf.

Am ersten Tage, wo Edgar als Convalescent mit Joseph sich allein befand, betrachtete jener lange seinen Freund, als hätte er in den Falten seiner Gedanken lesen wollen, endlich sagte er:

„Joseph, du bist traurig?“

„Nein, nein, Edgar, du bist ja wieder hergestellt.“

„Joseph, du bist blaß und mager geworden, ich sehe es wohl ... was hast du denn?“

„Nichts“, antwortete der arme Knabe. Plötzlich straften ihn aber seine Thränen Lügen, sie flossen schnell über seine Wangen; Schluchzen hinderten ihn am Sprechen, und jedesmal, wenn er ein Wort sagen wollte, erstickte seine Stimme in seinen Thränen.

„Was hast du? Was ist dir?“ fragte Edgar, ihm warm die Hände drückend. „So sprich doch zu mir!“

„Mein Vater, mein armer Vater!“ rief Joseph endlich.

„Wie, ist er krank?“

„Schlimmer noch, er ist im Gefängniß!“

Als er dieses verhängnißvolle Wort ausgesprochen, erröthete er bis über die Schläfe, eine tiefgefühlte Scham fügte dem Schmerze, den er empfand, ihre Galle bei. Aus einem Gefühle großmüthiger Sympathie erröthete Edgar auch; er war um seines Freundes willen verlegen, und das Wort Gefängniß schien ihm gleichbedeutend mit Schimpf und Schande.

„Was hat er gethan?“ fragte er mit schüchterner Stimme.

„Papa hat nichts Böses gethan,“ antwortete Joseph, „aber er ist einem Manne Geld schuldig, und der hat ihn in's Gefängniß setzen lassen. Höre, ich werde dir Alles erzählen, weil du mein Freund bist. Mein Vater muß viel arbeiten, weil wir achte zu Hause sind; er arbeitet auch außer der Stunde und er ist immer sehr zufrieden, wenn er dann Beschäftigung findet. Eines Tages macht eine Dame, eine Engländerin, glaube ich, eine große Bestellung, Stühle, Lehnsessel, Kanapeen u. s. w. Er mußte Holz und Stoffe liefern. Papa war sehr zufrieden, er arbeitete, überlieferte Alles und glaubte, man werde ihn bezahlen. Stelle dir vor, Edgar, diese Dame hat Boulogne heimlich verlassen und ihr ganzes Möbel mit fortgenommen; sie hat sich nach England eingeschifft, ohne meinen Vater bezahlt zu haben. O, in welcher Angst meine armen Eltern waren! Sie hatten dem Kaufmann, der das Holz, und

dem, der den Sammt geliefert, Wechsel gegeben; Wechsel sind häßlich. Fetzen Papier, die man uns zeigt, und wenn man nicht dem Vorzeiger das Geld geben kann, muß man in's Gefängniß. Mein Papa wird vor fünf Jahren nicht herauskommen, wie man uns gesagt hat. Aber was wird es nützen, wenn er wieder herauskommt? Wir werden dann alle vor Gram gestorben sein. — Wenn ich schon groß wäre, würde ich arbeiten, aber so kann ich nichts!"

Und wieder fing er zu weinen und zu schluchzen an. Edgar war bestürzt. Er betrachtete die Sache seines Freundes wie die seinige und litt mit ihm und für ihn. Das Gefängniß verursachte ihm Scham und Entsetzen, und als Joseph ihn mit kindlichem Schrecken bat, seinen Eltern nichts davon zu sagen, versprach es Edgar, denn er fürchtete, daß ein solches Geständniß sie für immer trennen könnte.

III.

Edgar saß Abends bei seiner Mutter und blätterte in einem Bilderbuche. Seine abgemagerten kleinen Finger hielten einen reizenden Kupferstich, der ein Kind darstellte, das auf dem Schooße seiner Mutter spielt, die sich liebevoll und traurig neigte. Darunter standen Uhland's Verse:

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein seliger Bruder.
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust dir entführe,
Mutter, so sage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Frau v. Guiscard betrachtete den Kupferstich mit einer tiefen und schmerzlichen Rührung, und die Verse entlockten ihr Thränen. Edgar konnte den Sinn dieser Dichtung wohl nicht verstehen, aber er begriff die Thränen seiner Mutter und er neigte sich zu ihr, um sie zu küssen.

Sie umfaßte ihn, drückte ihn an's Herz wie einen Schatz, den man zu verlieren fürchtet, und sagte halbleise: „Auch du hast mir nie Schmerz bereitet! . . . . o mein Gott! mein Gott, wirst du mir ihn lassen?"

„Mama" — sagte Edgar — „man liebt sehr die kleinen Kinder, die sterben wollen, man verweigert ihnen Nichts, nicht wahr?"

Frau v. Guiscard konnte nicht antworten, aber sie war überrascht und erschreckt von dem Ausdruck, den sie in den Augen Edgar's zu sehen glaubte. Es schien, als wünsche er zu sterben. Ach! fragte sie sich, hat er denn die Engel gesehen, die ihn in den Himmel führen wollen!

Das Vorgefühl, welches das Herz der Mutter erfaßt hatte, bewahrheitete sich nur zu schnell. Vergebens wollte sie sich täuschen und ihren Augen befehlen, nicht zu sehen. Edgar wurde von Tag zu Tag ohne große Leiden schwächer. Das Leben erlosch in ihm wie die matte Flamme einer Lampe, in welcher das Oel ausgegangen. Er spielte nicht mehr, ging nicht mehr aus, aß wenig, aber er nahm Brod, Kuchen, Früchte, die man ihm vorgesetzt, mit sich und gab sie Joseph. „Das ist für deine Mutter," sagte er, „das für deine kleinen Schwestern! Nimm, ich bedarf es nicht, nimm es, wenn du mich lieb hast! „Dieses letzte

Wort war allmächtig für Joseph's Herz, er gab nicht nach, aber er weinte.

Frau v. Guiscard und ihr Gemahl waren nur mit einer einzigen Sorge beschäftigt; sie sahen nicht die Bläße und das Leid des Freundes ihres Sohnes, und die beiden Kinder verschworen sich, nichts von dem zu enthüllen, was ihnen eben so sehr wie eine Schande als wie ein Unglück vorkam.

Edgar hatte seine Pläne und wartete nur den rechten Augenblick ab. Das Kind fühlte, daß es sterben werde; aber es schaute dem Tod mit der Heiterkeit einer unschuldigen Seele entgegen. Nie hatte er liebenswürdiger geschienen; er war sanft in den Leiden, zärtlich gegen die, welche ihn liebten, und seine Mutter, wenn sie an diese letzten Tage dachte, die ihnen noch gegeben waren, erinnerte sich auch an die kindliche Frömmigkeit ihres Sohnes, und diese Erinnerung hielt sie aufrecht und tröstete sie.

In den ersten Tagen Dezembers mußte Edgar das Bett hüten, und ein hitziges Fieber nahm ihm vollends, was ihm an Kräften geblieben. Er beklagte sich nicht und schien nur mit seinen Eltern und mit Joseph beschäftigt. Er studirte das Gesicht des Arztes, und als er ihn eines Tages ernster als gewöhnlich sah und eine seiner Bewegungen überrascht hatte, in welcher sich Entmuthigung malte, sagte er ihm mit viel Ruhe, den Augenblick erfassend, wo seine Mutter sich entfernt hatte:

„Ich bin recht krank, mein Herr, nicht wahr, und ich werde sterben?"

„Warum denkst du das, mein kleiner Freund?"

erwiderte der Arzt erstaunt über den fragenden Blick des Kindes.

„Ich bin nicht bekümmert darüber, Herr Doktor, außer wegen Papa und Mama, aber ich möchte es wissen, weil ich von Papa etwas zu erbitten habe."

Der Arzt wagte nicht den Ausspruch zu thun; aber als er fort war, und die trostlosen Eltern sich allein an dem kleinen Bette befanden, nahm Edgar die Hand seines Vaters, küßte sie zärtlich und sagte: „Lieber Papa, ich habe eine Bitte an dich .... versage sie mir nicht!"

„Sprich, mein Kind, ich werde sie dir nicht verweigern, wenn sie in meiner Macht liegt."

„Sprich, mein Edgar," fügte die Mutter hinzu, indem sie sich über ihren Sohn beugte.

Das Kind sagte mit langsamer und von der Schwäche unterbrochenen Stimme: „Joseph's Vater ist wegen einer Schuld im Gefängnisse .... er hat nichts Böses gethan .... aber er hat kein Geld. — Mein Vater, o bezahle diese Schuld und befreie Josephs Vater aus dem Gefängniß. Es ist vielleicht das Letzte, um was ich dich ja noch bitten werde .... Papa, Mama, sagt, daß ihr es wollt!"

Der Vater stand auf und sagte: „Ich gehe augenblicklich, mein Sohn! Deine Bitte soll erfüllt werden, aber, o mein Gott, gib, daß es nicht seine letzte Bitte sei!"

Frau v. Guiscard blieb allein, unbeweglich und niedergeschmettert, die Augen auf Edgar gerichtet, der immer schwächer wurde. Er sprach nicht mehr, wendete sich aber häufig nach seiner

Mutter und nach einem Bilde der hl. Jungfrau, das über seinem Bette hing; nur einmal sagte er mit unaussprechlicher Lieblichkeit: „Meine beiden Mütter!“

IV.

Als Herr v. Guiscard das Krankenbett seines Sohnes verließ, eilte er nach dem Gefängniß und ließ sich genauen Bericht über die Angelegenheit des Schuldgefangenen erstatten. Die Summe, wegen welcher der Handwerker inhaftirt war, und unter deren niederdrückenden Last er sich gebeugt hatte, war nicht beträchtlich, obgleich sie durch die Gerichtskosten angewachsen war. Herr v. Guiscard bezahlte sie und ließ sich in's Schuldviertel führen. Er mußte durch enge und dunkle Gänge gehen, man öffnete ihm schwere mit mächtigen Schlössern versehene Thüren, er sah von Weitem jenen traurigen Aufenthalt, wo die menschliche Gerechtigkeit versucht zu bessern, und kam endlich zu einem kleinen düsteren Zimmer, wo der Handwerker traurig und unthätig saß. Herr v. Guiscard ging auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte: „Sie sind frei und können sofort hinausgehen!“

„Herr, Herr!“ rief dieser mit plötzlicher Bewegung, „Sie wollen doch nicht etwa eines armen Mannes spotten? Ist es wahr, was Sie mir da sagen?“

„Gewiß wahr; ich bin Herr v. Guiscard; Ihr Sohn Joseph ist der Freund des meinigen; mein armer Edgar stirbt und er hat mich gebeten, Ihnen die Freiheit zu verschaffen.“

Der Handwerker konnte nicht mehr sprechen,

schluchzend nahm er die Hand Guiscards, um sie zu küssen.

„Ihr theueres Kind," rief er endlich, „Ihr Kind, das mein Joseph so sehr liebt! Wie, es hat an mich gedacht! Ach, gnädiger Herr, Sie geben mir das Leben wieder, mir und meinen armen Kindern! Möge der liebe Gott . . . ." — Seine Segenswünsche wurden von Thränen erstickt — er konnte vor Erregung nicht weiter sprechen.

„Kommen Sie," sagte Herr v. Guiscard, „ich will, daß Edgar Sie sehe . . . Es ist eine Freude, die unser theuerer Engel in den Himmel mitnehmen wird."

Sie verließen das Gefängniß, und als der Handwerker sich im Freien befand, athmete er tief auf. „Ich werde wieder arbeiten können", rief er, „und meine Frau und meine Kinder, o wie werden sie glücklich sein. O gnädiger Herr, ich kann nicht lange genug leben, um Ihnen zu danken!"

„Sie kamen im Hause an, und der Vater, vor Angst zitternd, fragte den Bedienten mit einem Blicke.

„Gnädiger Herr, er ist noch immer in demselben Zustande und der kleine Joseph und die gnädige Frau sind bei ihm."

„Gehen wir hinauf," sagte Guiscard, „Sie werden Ihren Sohn sehen und ich den meinigen."

„Gott erhalte ihn Ihnen!" sagte mit Innigkeit der Handwerker.

Als die Thüre aufging, richtete sich Edgar von den Kissen etwas auf und sein Gesicht erhellte sich, als er den Vater sah. Joseph war

aufgestanden und wagte seinen Augen nicht zu trauen, als er seinen Vater erblickte. Instinktmäßig wendete er sich zu seinem Freunde, ein mattes Lächeln umspielte die Lippen des sterbenden Kindes, und er lispelte:

„Joseph, da ist dein Vater, er ist frei .... Theuerer Papa, ich danke dir!“

Vater und Sohn warfen sich vor dem Bette auf ihre Kniee und küßten die kleine Hand, die er ihrem Drucke überließ.

„Wie bin ich glücklich!“ flüsterte Edgar. „Papa, Mama, tausend Dank!“

Seine Eltern traten hinzu und nahmen ihn in ihre Arme. Er lächelte und sein unschuldvolles Gesichtchen bekleidete sich mit einer der Erde unbekannten Schönheit. Er machte das Zeichen des Kreuzes, lächelte wieder, und sein letzter Hauch entglitt so sanft, daß seine Mutter ihn noch beim Namen nannte, ehe sie bemerkte, daß die Seele ihres geliebten Kindes schon von den Engeln des Himmels emporgetragen war.

Glücklich, wer auf seiner Reise
Durch dies düstre Erdenland
Zeitig einen Freund gefunden,
Der ihm reicht die treue Hand,
Der, in Lieb mit ihm vereint,
Mit ihm lacht und mit ihm weint.

17.

Der gerettete Bergmann.

In einer einsamen Gebirgsgegend wohnte ein geringer Bergmann mit seiner kleinen Familie. Er hatte nur zwei Kinder: Hermann, ein Knabe

von vierzehn Jahren und Anna, welche erst acht Jahre zählte. Die Leute waren dürftig, weil sie von dem täglichen Verdienste leben mußten, welchen der Vater mühsam erwarb; aber einen Reichthum besaßen sie, der im Grunde alle Schätze der Welt übertrifft, eine tiefe Frömmigkeit nämlich, und wahre Gottesfurcht herrschte in diesem ärmlichen Hause. Vorzüglich hegte man dort eine ganz besondere Andacht zur lieben Mutter Gottes, und das hatte eine merkwürdige Ursache.

Der Vater war nämlich vor Jahren Soldat gewesen und hatte die Schlacht bei Waterloo mitgemacht. Wenn er den Seinen davon erzählte, dann leuchtete sein Auge noch vor Begeisterung, aber auch von Dank gegen Gott für allen gnädigen Schutz. Unser Bergmann, damals noch ein Jüngling, sah in der mörderischen Schlacht, wie so mancher Kamerad an seiner Seite von feindlicher Kugel getroffen, sterbend zusammenbrach. Aus tausend Schlünden der Kanonen sprühte es Tod und Verderben in die Reihen der Deutschen. Da ergriff Todesschrecken auch ihn. Von seiner frommen Mutter hatte er oft vom mächtigen Schutze der allerseligsten Jungfrau gehört — und was thut er nun mitten im Feuer der Schlacht? Eine Minute kniete er nieder und rief aus tiefstem Herzen mit glühender Andacht: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes!“ und siehe, in demselben Augenblick fliegt über sein Haupt hin eine Kugel, welche ihn auf der Stelle getödet haben würde, wenn er sich nicht auf die Kniee niedergelassen gehabt hätte.

Bald war der Sieg gewonnen. Die Franzosen flohen und Napoleon starb später verbannt auf der einsamen Meeresinsel St. Helena; aber unser Bergmann vergaß nie in seinem Leben seine merkwürdige Rettung in jener Schlacht, und weil er sie dem besonderen Schutze der allerseligsten Jungfrau Maria zuschrieb, so sorgte er dafür, daß in seinem Hause dieselbe immer ganz vorzüglich verehrt wurde. Zu ihrer Verehrung betete man alltäglich den Rosenkranz und feierte ihre Feste mit besonderer Liebe und Freude, und da schöne Sitten und edle Eigenschaften der Eltern sich gewöhnlich auf die Kinder vererben, so beteten auch Hermann und Anna gern und viel zur Himmelsmutter.

Nicht weit von der kleinen Hütte des Bergmanns stand hoch oben auf dem Berge ein altes Muttergotteskapellchen. Dabei hatte einst auch die Burg eines reichen und mächtigen Ritters gestanden, aber seine Familie war längst ausgestorben und von der einst so herrlichen Ritterburg waren nur wenige Ruinen mehr übrig geblieben; das Kapellchen zu Ehren der Gottesmutter aber stand noch. Dahin ging so gern still betend an manchen Tagen der Bergmann mit den Seinen, und andächtig knieten sie vor dem altehrwürdigen Marienbilde, um durch die besondere Fürbitte der Himmelskönigin Hilfe in aller Noth zu erlangen.

Während Anna gewöhnlich die Herde hütete, ging Hermann, als er etwas größer geworden war, mit dem Vater zur Arbeit im Berge. — Das Leben eines Bergmannes ist in seiner Art ganz eigenthümlich und oft nicht ohne Gefahr.

Tief in den Schacht des Berges hinein werden die Arbeiter hinuntergelassen, ganz von der Außenwelt abgeschieden, hämmern sie beim Scheine ihrer Lampen weite Gänge in den Berg hinein oder sprengen mit Pulver und befördern dann die gelösten Mineralien, Erze, Kohlen u. s. w. an das Tageslicht. Die unterirdischen Gänge werden mit Holzpfeilern gestützt, damit sie nicht zusammenstürzen und die Arbeiter auf der Stelle tödten oder lebendig begraben Aber unten im Berge bildet sich häufig ein Grubengas, das — entzündet an der Lampe des Bergmannes — oft eine Menge Arbeiter verbrennt oder tödtet. Schlagende Wetter heißen sie und nahmen schon nicht Wenigen das Leben.

Hermann gerieth eines Tages, gerade am Vorabende des Festes Mariä-Empfängniß, weil er die neue Arbeit noch weniger kannte, in einen unterirdischen Seitengang, der noch nicht von Pfeilern gestützt war. Weder der Vater noch ein anderer Arbeiter bemerkte es, weil sie weit von dieser Stelle arbeiteten. — Was geschieht? O Himmel! Plötzlich kracht es über ihm, und hinter ihm stürzt der Gang ein, die Lampe in seiner Hand erlischt und wie im finsteren Grabe steht er in Todesangst da und ruft laut jammernd um Hilfe; aber nutzlos halt seine Stimme an den engen Wänden seines Felsengrabes wieder, sein Nothruf wird von Niemanden gehört. Jeden Augenblick konnte noch die Steindecke über seinem Haupte einstürzen und ihn zerschmettern.

Da kniete der unglückliche Jüngling im Bewußtsein seines nahen Todes nieder und suchte

eine vollkommene Reue über seine Sünden zu erwecken. Er wußte aus dem Unterrichte, daß dieses das einzige Mittel sei, in Todesgefahr Verzeihung seiner Sünden zu erlangen. Dann zog er eine kleine Medaille der allerseligsten Jungfrau hervor, die er auf der Brust trug, drückte sie an seine Lippen, und die hellen Thränen rollten über seine schreckenbleichen Wangen. In einem fort rief er nun die Mutter der Barmherzigkeit um Hilfe an.

Schon kurz vor Mittag war Hermann verschüttet worden, und erst gegen Abend merkten die anderen Bergleute, daß er fehle. Der Vater war außer sich vor Schrecken und Schmerz. Ohne Säumen durchsuchte man alle Gänge und kam an die verschüttete Stelle, und vermuthete, Hermann müsse hier verunglückt sein. Alle Arbeiter machten sich sogleich an die Arbeit, um den eingestürzten Gang aufzuräumen, wiewohl alle befürchteten, daß sie den Unglücklichen nur als Leiche finden würden.

Unausgesetzt wurde die ganze Nacht weiter gearbeitet, vorsichtig und mit größter Anstrengung, voran der bekümmerte Vater in fieberhafter Angst und Aufregung.

Hermann in seiner schrecklichen Lage betete auf den Knieen ohne Unterlaß.

Jetzt hörte er dumpfe Hammerschläge und Menschenstimmen. Er springt auf und ruft wieder laut um Hilfe. Man versteht ihn und antwortet. Sein Herz schlägt hörbar in freudiger Hoffnung der Rettung.

Endlich sieht er Licht, es schwindet die letzte Scheidewand, und die Medaille in der Hand, stürzt der gerettete Sohn mit lautem Freudenruf

durch die Lücke in die Arme seines überglücklichen Vaters.

Unter Jubel wird der Gerettete an die Oberfläche der Erde geschafft. Dort harren schon Viele, besonders aber die gute Mutter. Sie hatte eine furchtbare Nacht durchlebt und durchweint; aber nun weinte sie vor unsäglicher Freude. Auch die kleine Schwester Anna war da, sie hielt den Bruder an der Hand und lachte und hüpfte vor Freude.

Darauf eilten die Bergleute nach Hause, um ihre Sonntagskleider anzulegen, um das Fest der glorreichen Himmelskönigin diesmal besonders hochfeierlich und mit freudigstem Danke zu begehen.

Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin, verschmähe nicht unser Gebet in unseren Nöthen, sondern erlöse uns jederzeit von allen Gefahren, o du glorwürdige und gebenedeite Jungfrau!

18.

Ein Wiederfinden.

Conrad arbeitete in einer Fabrik. Er war geschickt in seinem Fache und ebenso fleißig und bezog einen Wochenlohn, der zwar nicht glänzend zu nennen war, aber vollkommen ausreichte zum Unterhalte seiner kleinen Familie, um so mehr, da Ursula, seine Ehefrau, eine gute Haushälterin und er selbst kein Freund vom Wirthshaussitzen war, und so lebte er denn Jahre lang mit seinem Weibe und seinem Söhnchen in glücklicher Zu-

friedenheit. — Da drang das unselige Strikefieber auch in dieses Fabrikstädtchen ein und leider blieb auch Conrad nicht von der Ansteckung bewahrt, und nun war es um den Frieden seines Herzens und seiner Familie geschehen. Conrad besuchte fleißig das Wirthshaus und die Versammlungen der Fabrikarbeiter.

Nun kamen auch noch Sendlinge von auswärts, welche die klimmende Gluth der Unzufriedenheit zur hellen Flamme anfachten.

Es war am Sonntage nach Neujahr, da hielten die Arbeiter im „grünen Baume“ eine Versammlung ab, in welcher es stürmisch herging. Es wurde viel geredet und viel getrunken, und je mehr getrunken wurde, desto mehr und heftiger wurde geredet, desto lauter geschrieen. Endlich ward man einig: weniger Arbeitszeit und mehr Lohn soll gefordert und im Falle der Verweigerung durch Einstellung der Arbeit ertrotzt werden.

Unter den Anwesenden befand sich auch ein Vorarbeiter, ein nüchterner und verständiger Mann. Er bemühte sich die Hitzköpfe zu beschwichtigen und stellte ihnen das Thörichte ihres Vorhabens vor Augen, welches nur zu ihrem eigenen bitteren Schaden ausschlagen werde, wie es ja an anderen Orten auch geschehen sei. An heftigen Widersprüchen und persönlichen Beleidigungen fehlte es natürlich nicht. Die Aufregung und der wilde Lärm steigerte sich immer mehr, und auch der Vorarbeiter verlor seine Ruhe und wurde heftig.

Conrad, vom Weine erhitzt, war keiner der geringsten Schreier, und als sich nun der Vorarbeiter an ihn wandte und mit zornigen Worten

ihm vorhielt, wie er am wenigsten Ursache habe, gegen seinen Fabrikherrn zu toben, dem er so Vieles zu verdanken habe, gerieth Conrad außer sich vor Wuth, ergriff einen Stuhl und schleuderte denselben mit wilder Gewalt nach dem Vorarbeiter, der alsbald leblos niederstürzte. Im Nu verwandelte sich die Scene; der allgemeine Schrecken machte die Schreier verstummen, alles drängte sich um den Niedergeschlagenen. Wie aus einem schweren Traum erwacht stand Conrad da, todesbleich den Erschlagenen anstarrend. „Er ist todt!“ — „Du hast ihn erschlagen!“ — „Das kostet dich deinen Kopf!“ — so ließen sich angstvolle Stimmen hören. — Conrad rang die Hände, schlug sich vor die Stirne und stürmte, stöhnend, wie wahnsinnig aus der Wirthsstube.

Conrads Ehefrau hatte sich zu ihrem tiefen Kummer in letzter Zeit daran gewöhnen müssen, daß ihr Mann an den Sonntagen erst in später Nacht vom Wirthshause heimkam, und daß sie ihn am andern Morgen wecken mußte, damit er rechtzeitig in die Fabrik komme. Als sie nun am Morgen nach jenem verhängnißvollen Abend in dieser Absicht die Schlafkammer ihres Mannes betrat, fand sie zu ihrer Ueberraschung dieselbe leer und das Bett unberührt. — Was sollte das bedeuten? — Ueber Nacht war Conrad noch nie ausgeblieben! — Nach ängstlicher Umschau fand sie auf dem Tische ein zerknittertes Papierblatt liegen, worauf mit zitternder Hast mit Bleistift geschrieben war:

„Lebt wohl! Ich bin ein Mörder; ich flüchte weit fort, um der verdienten Todesstrafe zu entgehen. Gott steh' euch bei. Betrachtet mich als todt und betet für mich!"

Laut aufschreiend sank die arme Frau auf das Bett, den entsetzlichen Abschiedsgruß in den gerungenen Händen haltend. Alsbald eilte sie zur Fabrik, wo sie den Hergang der Sache erfuhr, aber auch zu einigem Troste hörte, daß der Vorarbeiter glücklicher Weise nicht todt war, sondern sich bald aus der Ohnmacht erholt, und der empfangene Schlag keine schwere Folgen gehabt hatte. Conrad wurde wegen seiner unbesonnenen übereilten Flucht allgemein bedauert, wie wohl manche glaubten, daß er nicht geflohen sei, sondern sich das Leben genommen habe.

Zwei Jahre, zwei für die arme verlassene Frau kummervolle und thränenreiche Jahre waren seitdem verflossen, ohne das Conrad irgend etwas von sich hatte hören lassen; da theilte ihr ein aus der Schweiz kommender, durchreisender Arbeiter im tiefsten Vertrauen mit, er habe ihren Mann dort getroffen, er arbeite unter einen anderen Namen in einer Fabrik, sei aber leidend; auch bleibe er nie lange an demselben Orte, weil er fürchte, man könnte ihm auf die Spur kommen. Die Einzelnheiten, welche der Erzähler anführte, ließen seine Mittheilung als vollkommen glaubwürdig erscheinen.

Was nun? Verlangt es nicht die Liebe zu ihrem Manne und zu ihrem Kinde, heischt es nicht die Pflicht der Ehefrau und Mutter dem Verlorenen aufzusuchen und seiner jammervollen Lage

zu entreißen! — Aufsuchen — in der weiten, weiten Ferne — in fremdem Lande — jetzt im Spätherbste? — Und was soll mit dem kleinen fünfjährigen Kinde werden — soll es auch noch die Mutter verlieren — es mitschleppen auf der langen beschwerlichen Reise — es zurücklassen unter fremder Obhut? — Unmöglich! — Und werd' ich ihn auch wirklich finden? — Diese Fragen durchschwirrten ruhelos das Gehirn der armen Frau und bereiteten ihr schlaflose Nächte. — Inbrünstig, mit Thränen flehte sie zu Gott, daß er ihr doch eingeben möge, was sie thun solle. Endlich stand ihr Entschluß fest, mit ihrem Kinde nach der Schweiz zu reisen, um ihren Gatten aufzusuchen und in die Heimath zurückzuführen. Sie vertraute fest auf Gottes Hilfe. Um das nöthigste Reisegeld zu gewinnen, verkaufte sie einen Theil ihres Hausrathes, auch verschaffte sie sich auf den Rath des Pfarrers einen Legitimationsschein von den Ortsbehörden. Nachdem Alles geordnet war, setzte sie den 21. October, den Festtag der heiligen Ursula, ihrer Namenspatronin, als den Tag ihrer Abreise fest. Am Vorabende beichtete sie und bat den Pfarrer am frühen Morgen des anderen Tages eine heilige Messe zu lesen: zur Erlangung eines glücklichen Erfolges ihres Unternehmens. Reisefertig wohnte sie mit ihrem Kinde der heiligen Messe bei, empfing unter derselben die heilige Communion und machte sich dann von lebendigem Gottvertrauen beseelt auf die beschwerliche Reise.

Es war an einem der ersten Dezembertage, um die siebte Abendstunde, es war schon völlig Nacht und heftiger Wind wirbelte dichte Schneeflocken durch die Luft; da wankte ein Weib, einen kleinen Knaben nach sich ziehend, auf der mit Schnee bedeckten Straße einer kleinen Schweizerstadt hin. Jetzt stand sie still und beugte sich zu dem Knaben nieder, ihm die Kopfhülle zurecht richtend. Das Kind weinte bitterlich und jammerte: „O lieb Mütterchen, mich hungert so sehr, hast du denn nicht noch ein klein Bischen Brod in deinem Sacke? — Es ist so kalt, mich friert gar sehr, und ich bin so müde, ach Mutter, ich kann nicht weiter gehen; laß mich in den Schnee niedersitzen und ein wenig ausruhen!“ — Die Mutter blickte tief seufzend nach Oben, trocknete, während ihr selbst die Zähren über die von Frost erstarrten Wangen liefen, dem Kleinen die Thränen und tröstete ihn. „Herzliebes Kind, nimm dich zusammen, nur noch eine kleine Strecke haben wir zu gehen, dann wird uns der liebe Gott die Herberge finden lassen, dort bekommst du zu essen und kannst in der warmen Stube ausruhen.“

Während sie noch redete, ließ sich aus der Ferne der Klang eines Glöckleins hören und bald darauf ward in der Straße ein Lichtschein sichtbar, der immer näher kam und endlich den Priester erkennen ließ, welcher unter Vortritt des Sakristans das allerheiligste Sakrament zu einem Schwerkranken trug.

Als er bei den beiden Wanderern angekommen war, fiel das Weib auf die Kniee, streckte die Arme nach ihm aus und flehte unter heftigem

Schluchzen: „O göttlicher Erlöser, erbarme dich eines unglücklichen Weibes und ihres armen Kindes, erbarme dich, erbarme dich, und gib uns den Gatten und Vater zurück!“ Und der Knabe rief: „O guter Jesus, führ' uns doch zu dem lieben Vater, den wir suchen!“

Der Priester hemmte seine Schritte und schaute überrascht und tief ergriffen auf die Beiden, auf welche der Sakristan den Lichtschein seiner Laterne fallen ließ; dann sprach er zu ihnen: „Ja, ihr Armen, vertrauet der Liebe des göttlichen Erlösers, des Helfers in jeder Noth, den ich hier in Händen trage; eine so flehende Bitte wird er nicht ohne Erhörung lassen, ja vertrauet! daß er euch hier auf dem Wege entgegen kommt, sei euch ein Zeichen, daß er Euch zu dem führen wird, den ihr suchet! — Doch hier auf der offenen Straße in der finsteren kalten Nacht dürft ihr nicht länger verweilen; folget mir zu dem Hause, in welchem der Kranke liegt, es ist ganz in der Nähe. Dort harret, bis ich dem Kranken die heiligen Sakramente gespendet habe, dann wird euch der Sakristan zu einer Herberge geleiten, wohin ich selbst bald folgen werde, um weitere Sorge für euch zu tragen.“ Hierauf segnete er sie mit dem Allerheiligsten und setzte dann seinen Weg fort. Frohen Herzens folgte ihm das Weib still betend mit dem Knaben.

Am Ziele angekommen, kniete sie sich nieder in dem Vorplatze vor der Krankenstube, in welche der Priester eingetreten war. In banger Erregung schlug ihr Herz. Lange herrschte tiefe Stille, endlich zeigte ein Geräusch an, daß der Priester sich

vom Betschemel erhebe, und alsbald wurde eine Stimme laut: „Barmherziger Gott, verzeihe mir großen Sünder! Friste noch mein Leben, damit ich mein schweres Verbrechen sühnen und gut machen könne, was ich an Weib und Kind verschuldet habe!“

Kaum hatte das Weib diese Stimme gehört, diese Worte vernommen, so schnellte sie vom Boden auf, und stürmte, sich ihrer nimmer mächtig in das Krankenzimmer, den Knaben mit sich reißend. Sie stieß einen Freudenschrei aus! Ja, sie hatte sich nicht getäuscht, er war es, den sie suchte, der Gatte, der Vater war wiedergefunden. Im nächsten Augenblicke lag sie über das Bett des Kranken gebeugt und fühlte sich von den Armen des theuren Gatten umschlungen.

„Vaterle, o lieb's Vaterle! jetzt haben wir dich wieder!“ jubelte der Kleine, sich zum Bette drängend.

Tief gerührt stand der Priester zur Seite und sprach, die Hände faltend: „O Herr, wie wunderbar sind deine Wege! Göttlicher Erlöser, welch' ein seliges Wiederfinden hast du diesen Armen bereitet! Lob und Dank sei dir!“

„Großer Gott, wie gut, wie gut bist du!“ schluchzte der Kranke, „alle meine Sünden hast du mir durch deinen Priester vergeben und jetzt stillst du auch noch das heiße Sehnen, welches seit langer Zeit an meinem Leben nagte, und läßt mich Weib und Kind noch einmal sehen, bevor ich sterbe!“

„O liebster Conrad!“ fiel das Weib ihm in die Rede, „sprich doch nicht vom Sterben! Nein du wirst noch nicht sterben; Gott wird dich uns

doch nicht wiedergeschenkt haben, um dich uns schnell wieder zu nehmen; das kann der liebe Gott nicht thun! Nein, nein, er wird dein Leben erhalten, die Gesundheit dir wiederschenken und dich mit uns zurückkehren lassen in die Heimath, das hoffe ich vom Vater im Himmel mit aller Zuversicht."

„Ach, liebe Ursula," seufzte Conrad kopfschüttelnd, „und wenn nun Gott deine Hoffnung wirklich in Erfüllung gehen und mich wieder gesund werden läßt, mit euch in die Heimath zurückkehren kann und darf ich nicht. Bedenke, was dem Mörder dort droht!"

„Guter Conrad, darüber beunruhige dich nicht, nichts droht dir in der Heimath; denn du bist kein Mörder, der Vorarbeiter, den du in der Hitze des Zornes niedergeschlagen hast, war ja nicht todt, sondern nur ohnmächtig, er ist gesund und wohlauf und hat deine übereilte Flucht herzlich bedauert."

Wie aus einem ängstigenden Traume erwacht, blickte Conrad seine Ehefrau an mit vor Freude leuchtenden Augen. „Was sagst du da, Liebste?" fragte er mit zitternder Stimme. „Der Vorarbeiter lebt," — „Ich bin kein Mörder? — o barmherziger Gott, wie kann ich dir genugsam danken! — Jetzt fehlt nichts mehr an meinem Glücke." Und unter Freudenthränen umarmte und küßte er Weib und Kind.

Unter der sorgsamen Pflege seines treuen Weibes genaß Conrad von seiner Krankheit und kehrte mit seinen Lieben in die Heimath zurück.

H.

Eine tüchtige Hausfrau.

An der Grenze von Preußen gegen Frankreich gab es früher gar manche ärgerliche Geschichte mit dem Gelde; denn in Frankreich hatten sie Franken und Centimen, und in Preußen Thaler, Silbergroschen und Pfennige. Freilich hatte man es gleichgestellt im Verkehre und mit den Fünffranksthalern gings, denn die galten einen Thaler und zehn Silbergroschen, aber mit Halben- und Viertels-Frankstücklein und mit den Centimen konnte ein Kaufmann, der seine Waare aus Preußen bezog, nichts anfangen, so wenig, als ein Franzose umgekehrt mit den Fünfgroschen-, Zweiundeinhalbgroschen-Stückchen 2c. im Innern Frankreichs, woher er seine Waare bezog; man nahm sie nicht an und er mußte sie mit Verlust in grobe Münze umwechseln, und den Preußen blieb eben auch nichts anderes übrig.

Dies mußte vorausgeschickt werden zum besseren Verständnisse nachfolgender Erzählung.

In einer solchen Grenzstadt begann ein junger, tüchtiger Kaufmann sein Geschäft und nahm ein liebes braves Mädchen zur Frau. Er war kein Windbeutel und Faxenmacher, wie es so viele unter den Musterreitern gibt, die man heutzutage etwas wohlklingender Geschäftsreisende nennt. Er hatte auch nicht ein lustig und liederlich Dasein

geführt und üppig gelebt, sondern anständig und haushälterisch sich ein hübsch Kapitälchen erspart, damit er einen Handel in seiner Vaterstadt anfangen könne. Da seine liebe Braut auch keine von denen war, die Säcke voll Thaler mitbringen, dafür aber Bescheidenheit, Fleiß und Sparsamkeit und die tüchtige Kenntniß, wie man eine einfache Haushaltung führt, wo die Hausfrau nicht Dame, sondern Hausfrau ist und ihrem lieben Manne die Suppe selber kocht.

Gnade Gott so einem armen Manne! Wenn der des Geldes nicht Säcke voll hat, so mag er zusehen, wie es ihm ergehet!

So eine unbrauchbare Zierpuppe, wie sie heutzutage nur zu häufig sind, war die Frau des jungen Kaufmanns, Gott sei Dank, nicht. Sie hatte eine treffliche Mutter vom alten, echten Schrot und Korne, eine echte deutsche Hausfrau, die dem Manne und der Familie ein Schatz und Segen ist, und wenn er sie seine theuere Frau nennt, das nicht so meint, wie mancher Ehemann, der sie theuer nennt, weil ihr Putz und Staat ein Heidengeld kostet. So hatte sie denn auch ihre Tochter erzogen und der junge Mann sah mit Dank gegen Gott, daß er in seiner Frau den Reichthum besaß, den sie ihm nicht in Geld und Gut hatte mitbringen können.

Als er im ersten Monat seines Geschäftes einmal eine Uebersicht hielt, sah er mit Freuden, daß er ein Schönes verdient und die Haushaltung ihm wenig gekostet hatte. Als er so seelenvergnügt das Geld aus der Kasse sortirte, warf er die Halben- und Viertel-Frankstücklein hin und

sagte, als er fertig war, zu seiner lieben Frau: „Hör 'mal, liebes Lottchen, ich will einen Accord mit dir machen! Jeden Abend, wenn ich die Kasse stürze, sollen alle Halben- und Viertel-Frankstücklein, sowie alle Centimen dein sein. Probiere einmal, ob du damit die Haushaltung bestreiten kannst. Ich glaube am Ende, es geht, denn du bist ein herrlich haushälterisch Weibchen. Hast du übrig, so will ich nichts davon wissen; bestreite deine alltägliche Kleidung davon. Extrakleider kaufe ich, das versteht sich, und wenn's dazu nicht reicht, spanne ich vor. Willst du?" — Die Frau blickte auf das Häuflein und sagte: „Ich will's einmal versuchen", und lächelte dazu. „Geht's", fuhr sie fort, „soll's mich freuen. Du weißt, ich verputze nichts."

Er lächelte und sagte: „Dafür kenne ich dich, Liebe."

Damit war die Sache rund abgethan.

An die Haushaltung zu denken, dazu hatte der Kaufmann keine Zeit; aber seine Frau forderte ihm kein Geld ab, das war ihm genug. Kaffee, Zucker, Oel, Essig, Salz und solche Dinge, die sie im Laden führten, bekam sie natürlich umsonst, soviel sie brauchte. Der Handel ging alle Tage besser und jeden Abend mehrten sich die Halben- und Viertel-Franks und Centimen. Die nahm die junge Frau mit Freuden. Nach einem Monat fand sie, daß sie eine hübsche Reihe Röllchen mit solchen Silbermünzen zurücklegen konnte, die sie nicht gebraucht hatte. „Die kommen uns einmal zu Gute, sagte sie zu sich, und ich kann ihn einmal freudig überraschen, oder — Gott be-

hüte uns davor! — es gibt einen Nothpfennig zur bösen Zeit. — Sie schwieg und sah ihren Schatz sich täglich mehren. Zu ihrem Geburtstage kaufte ihr der Gatte ein Staatskleid, einen schweren seidenen Stoff.

„Ach, lieber Mann," sagte sie, „thue das doch nicht. Sieh, solche Kleider habe ich mehr, als ich brauche, denn meine Mutter sagte zu mir: die Hausthüre geht in das Haus auf. Daran sollen wir Frauen lernen, daß wir schön zu Hause bleiben sollen. Das thue ich. Wozu nun all' den Babel von Staatskleidern? Du hast mir da ein seidenes gekauft, aber ich würde mir, wenn ich es gewußt hätte, ein wollenes warmes Winterkleid gekauft haben. Das hätte mir wohl gethan."

„Gut," sagte er, „so kaufe ich dir ein solches zum heiligen Christfeste."

„Willst du mir eine Bitte gewähren?' fragte sie liebreich.

„Zehn für eine," war die Antwort.

„Nun," — sagte die Frau — „so gib mir, so oft du mir ein Kleid kaufen willst, das Geld, welches es kosten würde. Ich kaufe es mir dann selber und zur Zeit, wo ich es brauche."

„Das soll geschehen, liebes Lottchen, aber ich behalte mir es vor, daß du es dir auch kaufst."

Das sagte die Frau zu und sie erhielt eine schöne Summe zu diesem Zwecke. Sie war stets nett und anständig gekleidet, und ihr Mann war fröhlich und vergnügt und brachte ihr höchstens von der Messe etwas mit, denn er führte nun auch Ellenwaaren in seinem Laden.

Da war denn ein Gehülfe nöthig, und ein Lehrjunge kam auch dazu; sie hatten zwei liebe Kinder und hielten auch eine Magd, die Haushaltung erforderte mehr, aber das Geschäft ging alle Tage besser und jeden Abend war das Sümmchen größer, welches die Hausfrau mit Freuden einsackte. Item, die geheime Schublade, darin sie ihre Röllchen hatte, wurde alle Tage voller und schwerer.

Der Mann sah wohl, daß er ihr alle Abende mehr gab, aber er sah auch die vergrößerte Haushaltung und kannte seine liebe Frau zu gut, als daß er daran einen Anstoß hätte nehmen können. Er war eben nur froh, daß sie auskam. Oftmals fragte er sie: „Lottchen, reichst du denn auch aus?“ — „Es geht schon,“ sagte sie dann lächelnd, „und wenn's nicht reicht, so strecke ich mich nach meiner Decke.“

Jene Bemerkung, die sie hatte fallen lassen, daß die Hausthüre nach Innen aufgehe, und was das besage, war auch bei ihm nicht verloren gegangen. Er blieb seitdem zu Hause, beschäftigte sich mit seinen lieben Kindern, plauderte mit seiner Frau oder las in einem guten Buche. Da fand er, daß er viel Geld spare, und dies Geld berechnete er monatlich und legte es seiner Frau zu, indem er sagte, daß es darum geschehe, daß sie sich nicht zu oft nach ihrer Decke zu strecken brauche. Sie wußte, wo er es ersparte, freute sich und legte es in das geheime Schubfach, dessen Inhalt immer wuchs, und sie hatte dabei noch die Freude, ihren Mann um sich zu haben.

So war es eine Reihe von Jahren fortgegangen. Mit Dank gegen Gott erkannte die Frau, daß keine Noth gekommen war, wo sie ihren Schatz anzugreifen genöthigt war. Da er aber ahnsehnlich war, so wurde ihr doch der Gedanke peinlich, daß sie die ansehnliche Summe dem Geschäfte ihres lieben Mannes entziehe und müßig liegen lasse. Sie dachte schon daran, das Geld in einem Körbchen ihm unter das Christbäumchen zu legen und ihn so freudig zu überraschen, als ein Ereigniß eintrat, das ihrem Entschlusse eine andere Wendung gab.

Als ihr Mann zur Messe gereist war, sagte ihm ein vertrauter Freund, er habe Handelsbriefe aus Amerika gelesen, die es in sichere Aussicht stellten, daß Kaffee und Zucker sehr bedeutend in die Höhe gehen würden. Es sei aber noch Geheimniß. Sie zweie wollten von der Messe, statt nach Hause zu reisen, nach Antwerpen oder Amsterdam gehen und schnell bedeutende Einkäufe machen. Dann könnten sie ein glänzendes Geschäft machen. Das leuchtete ein, und unser Kaufmann überschlug seine Geldkräfte und willigte ein. — Bis jetzt hatte er sehr vorsichtig gehandelt, war daher nie in Verlegenheit gerathen. Diesmal in der sicheren Aussicht auf einen ganz außerordentlichen Gewinn verließ ihn seine besonnene Vorsicht. Er erschöpfte seine Mittel und bedachte nicht, daß bedeutende Wechsel auf ihn könnten ausgestellt werden, die er alsbald würde zahlen müssen.

Beide Freunde reisten nach Holland und Belgien, kauften für große Summen und kehrten freudig, auf einen ganz außerordentlich großen

Gewinn rechnend, nach Hause zurück. Die Ankäufe wurden baar bezahlt und die Waaren kamen zur rechten Zeit in Köln an. Der Gewinn war so gut als gemacht, aber es forderte noch einige Zeit, bis die Waaren sich wieder in Geld umsetzen ließen. Glücklicher Weise kamen nach einander Wechsel auf unseren Kaufmann, die er tilgen konnte. Aber eines Tages, da die Kasse völlig geleert war, lief ein neuer Wechsel von dreitausend Franken ein, der sogleich bezahlt werden sollte. Dem Kaufmann war es, als schlüge ihm Einer mit einer Axt auf den Kopf. Ohne zu leihen konnte er den Wechsel nicht bezahlen, und der einzige Mann, dem er sich anvertrauen konnte, war auf vierzehn Tage verreist. — Seine Lage war fürchterlich. Zahlte er den Wechsel nicht, so war sein Credit vernichtet und der Bankerott erklärt. Ein düsterer Ernst, eine drückende Schwermuth ergriff ihn, die zuletzt in halbe Verzweiflung ausartete. Seine Frau sah seine Stimmung immer düsterer werden. Sie hoffte, er werde ihr offenbaren, was ihn so unglücklich mache, aber er schwieg. Endlich konnte sie seinen Kummer nicht mehr länger ansehen und fragte ihn, als sie am Abend allein waren. Jetzt offenbarte er ihr sein Leid. „Morgen früh um 9 Uhr muß ich dreitausend Franken bezahlen und ich habe sie nicht; ich bin verloren, wenn keine Hilfe kommt! Ich bin trotz meines sicheren großen Gewinnes bankerott!“

Die Frau fuhr heftig zusammen; aber sie faßte sich schnell. Sie tröstete ihn auf alle Weise; wies ihn auf das nothwendige Vertrauen auf Gott

hin, und es gelang ihren zuversichtlichen Worten, ihn einigermaßen zu beruhigen. — Oft betrachtete er sie voll Verwunderung, wenn sie so fest auf die Rettung aus der Noth rechnete, und an ihrer Zuversicht richtete sich der trostlose Mann auf und schlief seit mehreren Tagen zum ersten Male wieder fest und tief.

Kaum bemerkte dies seine Frau, als sie leise aufstand und aus dem Zimmer schlich. Draußen zündete sie ein Licht an und eilte zu ihrem verborgenen Schatz. Sie zog das geheime Schubfach heraus, nahm die Röllchen und zählte und zählte — und hätte laut aufjauchzen mögen, denn in den acht Jahren hatte sie viertausend Franken zurückgelegt von den Halben- und Viertel-Fränklein und den Centimen, sodann von den Geschenken ihres Mannes, und was er ihr monatlich gab, weil er nicht mehr Abends in das Wirthshaus ging.

Voll seliger Freude nahm sie ein Körbchen, legte sorgfältig all das Geld hinein und deckte ein weißes Tüchlein darüber, dann aber fiel sie auf den Knieen nieder und dankte Gott mit heißen Thränen, denn sie hatte selbst nicht genau gewußt, daß das Geld nach und nach so viel geworden war. — Darauf nahm sie das schwere Körbchen, löschte das Licht aus und schlich in das Schlafzimmer zurück. Dort stellte sie den Schatz unter dem Spiegel auf den Waschtisch und legte sich geräuschlos wieder zu Bette.

Kaum graute der Tag, so erwachte sie, that aber als schliefe sie hart und fest. Ihr Mann war gewohnt früh aufzustehen. Als er erwachte,

war es schon helle. Er sprang aus dem Bette, aber jetzt fiel auch sein schweres Leid wieder auf seine Seele. Er seufzte zum Erbarmen. Er raufte sein Haar und stöhnte aus tiefster Brust.

Endlich zog er sich an und trat zum Waschtische. — Erstaunt sah er da ein Körbchen stehen, das er nicht kannte. Er zog das Tuch weg — und stieß einen lauten Schrei aus. „Was ist das?“ rief er bebend vor Schrecken und Freude. — Da konnte die Frau sich nicht mehr halten. Sie richtete sich im Bette auf und sagte: „das ist die dir gestern Abend verheißene Hilfe Gottes!“

„Weib, um Gottes willen, was hast du gethan? Woher ist dieses Geld?“ rief er aus und stürzte auf sie zu.

Weinend vor Freude und unter Thränen lächelnd, sagte sie: „Höre mich an, und das Räthsel wird sich lösen! Weißt du nicht, daß du seit acht bis zehn Jahren jeden Abend, wenn du die Kasse stürztest, mir alle kleinen französischen Münzen gabst? Ich sollte damit meine Haushaltung führen und meine gewöhnliche Kleidung bestreiten, agtest du. Ich fand bald, daß ich täglich etwas szurücklegen konnte, und thats. Darauf gabst du mir jährlich das Geld baar, das du früher für unnütze Staatskleider ausgabst, die ich nicht brauchte und kaum zweimal im Jahre anzog. Ich war reichlich mit guten Kleidern versorgt und bat mir von dir das Geld aus, weil ich es für einen Fall der Noth sparen wollte. Später gingst du Abends nicht mehr aus, bliebst bei mir und unseren Kindern und berechnetest, was du dadurch ersparteſt. Auch das gabst du mir als Zuschuß

zu der Haushaltung. Ich legte es, wie jenes Kleidergeld, zurück; und als du gestern verzweifeln wolltest, tröstete ich dich und sprach zuversichtlich von Hilfe. Zwar wußte ich nicht, wie viel es war, aber ich glaubte doch, daß es zureichen würde. Als du in dieser Nacht schliefst, schlich ich hinaus, zählte mein Schatzgeld und fand viertausend Franken. Dort stehen sie, sie sind dein! Gott sei Lob und Dank, daß du nun wieder glücklich wirst.

Des Kaufmann's Haupt senkte sich auf das Bett seines vortrefflichen Weibes und seine Hände falteten sich. So stand er lange im Gebete; dann richtete er sich empor, zog die Gattin an sein Herz und weinte, daß seine Thränen auf ihr Angesicht rieselten. Und diese Freuden- und Dankesthränen des geretteten glücklichen Gatten dünkten ihr ein Lohn für ihre Sparsamkeit und Genügsamkeit, den reicher die ganze Welt nicht bieten konnte. Aber als er wieder ruhiger geworden war, rief er, sie abermals umarmend: „du bist der rettende Engel, den mir Gottes Barmherzigkeit zugesendet hat, mich vor der Verzweiflung zu bewahren."

Die Wechsel wurden bezahlt und Angst und Noth waren vorüber. Die Speculation mit dem erkauften Kaffee und Zucker schlug herrlich ein und ergab einen außerordentlichen Gewinn.

20.

Ein Brief an die Mutter Gottes.

Es war ein kalter Winterabend. Schneidig pfiff der Wind durch eine der belebtesten Straßen der Hauptstadt, als wollte er dem unruhigen Treiben des Tages das Lebenslicht ausblasen. Die geschäftige Welt sowohl als die müßigen Pflastertreter sind von der Straße wie weggefegt.

Sieh, da biegt ein kleiner Knabe um die Ecke und trabt dem Schloßplatze zu. Der grausame Wind spielt mit seinem blonden lockigen Haarwuchs, um den ihn manche Modedame beneidet hätte. Ein Paar große blaue Augen schauen treuherzig in die Welt hinaus. Heute sind sie ein wenig roth und entzündet; kam's vom scharfen Wind oder von vielen Thränen?

Wer unseren Christian — so hieß der Knabe — ansah, brauchte nach seiner Lebensgeschichte nicht zu fragen. Seine gewinnenden, unschuldigen Gesichtszüge deuteten auf ein Alter von ungefähr sechs Jahren; durch die zerrissene Hose, in deren Taschen die kleinen Hände Schutz gegen die Kälte suchten, standen beide Kniee hervor. Das Röckchen schien dem Schnitte nach ehemals einem Kinde vornehmer Familie angehört zu haben, jetzt hätte sich mancher Arme geschämt, sich darin sehen zu lassen. Ein Mädchenschuh am rechten Fuß, ein Stiefel am linken, beide ohne Absatz, viel zu weit

und, was das Schlimmste war, durchlöchert. Dazu der innere Hunger und Frost des armen Knaben, und das Bild des Elends ist vollständig.

Den ganzen Tag hatte unser Christian fasten müssen, als ihm der Gedanke kam, einen Brief an die Mutter Gottes zu schreiben. Wie, schreiben? fragt man, der Kleine? Nun ja zwar nicht mit eigener Hand; in der Schule des Leidens war er sein Leben lang gewesen, doch das Schreiben hatte er in dieser Schule nicht gelernt. Er ist eben auf dem Wege, den Schreiber zu suchen.

Am Ende der Straße, in welcher wir den Knaben trafen, dort, wo dieselbe in einen großen freien Platz mündet, wohnte in einer Bude einer jener öffentlichen Schreiber oder Briefsteller, wie sie in großen Städten denjenigen für Geld zu Diensten stehen, die des Schreibens unkundig sind. Den alten Lambert nannten ihn die Leute. Er war ein alter Soldat, der jedoch einige Wunden zu wenig erhalten hatte, um in's Versorgungshaus zu kommen; nicht übermäßig fromm, aber gutmüthig, und, weil er nichts weniger als reich war, so befand er sich meistens in schlechter Laune.

Unser Christian betrachtete den Alten durch die erhellten Scheiben des Fensters, wie er sich wärmte und auf Kundschaft harrend, sein Pfeifchen rauchte. Er trat zögernd ein und näherte sich schüchtern, aber mit freundlichem Gruß. Eine Mütze hatte er nicht, deshalb konnte er sie nicht abnehmen.

„Was willst du, Junge?" rief ihm Lambert entgegen.

„Einen Brief schreiben," war die Antwort.

„Kostet 50 Pfennige," sagte der Alte mit einem zweifelnden Blick auf den lumpigen Anzug des Knaben. Ja, wenn unser Christian 50 Pfennige gehabt hätte, so wäre er wahrlich nicht zu dem mürrischen Lambert gekommen, sich einen Brief schreiben zu lassen. Er stammelte eine Entschuldigung und wollte sich traurig entfernen, Das rührte dem alten Soldaten das Herz. „Halt, mein kleiner Mann, bist du ein Soldatenkind?"

„O nein, ich bin Mutters Kind," sprach Christian.

„Du hast also keine 50 Pfennige?"

„Ich habe keinen einzigen Pfennig."

„Deine Mutter auch nicht? Doch das sieht man dir an. Es handelt sich wohl um einen Bettelbrief, um etwas für den Hunger zu haben."

„Ja, ganz richtig," gestand Christian, erfreut, daß Lambert den Zweck seines Briefes, so gut begriffen.

„Voran also," sagte dieser, „von einem Bogen Papier wird man auch nicht ärmer." — Er setzte sich, legte sein Papier zurecht und tauchte die Feder in die Tinte. In zierlicher Schnörkelschrift setzte er das Datum hin.

„Jetzt aber die Aufschrift: An Herrn .... nun, wie heißt dein Herr?"

„Was für einen Herrn meinst du?" antwortete rathlos der Kleine.

Fast wurde der Briefschreiber ungeduldig. „Natürlich den Herrn, an den du schreiben willst, meine ich."

Christian begriff jetzt: „Ja so," sagte er, „aber das ist kein Herr."

„Eine Dame also, nicht wahr?“

„Ja . . . nein . . . das heißt . . .“ stotterte der Knabe.

„Das ist aber drollig,“ rief der alte Lambert, „er weiß gar nicht, an wenn er schreiben will!“

„O doch!“ antwortete lebhaft der Kleine.

„So nenne den Namen, und mache Vorwärts!“

Der arme Christian wurde roth. Er mochte wohl fühlen, daß es ein ungewöhnlicher Weg war, sich für seine Correspondenz an einen Briefsteller, wie den alten Lambert zu wenden; doch er nahm seinen Muth zusammen und sagte: „Die Mutter Gottes ist es, an die ich schreiben will.“

Der alte Lambert lachte nicht; aber er legte seine Feder nieder und nahm die Pfeife aus dem Munde: „Bursche,“ sprach er im strengen Tone, „ich glaube gar, du willst mich zum Narren haben. Du bist zu klein, um beohrfeigt zu werden. Links-um kehrt! vorwärts marsch zur Thüre hinaus!“

Bestürzt gehorchte der arme Bursche; die Thränen standen ihm in den Augen. Abermals erfaßte den alten Soldaten ein Gefühl der Rührung. „Nein, bleib!“ rief er dem Weggehenden nach und fragte dann: „Wie heißt du?“

„Christel heiß ich.“

„Und wie noch mehr?“

„Und mehr nicht.“

„Und was willst du denn der Mutter Gottes sagen?“

„Ich will ihr sagen, daß meine Mutter seit gestern Abend schläft, und bitten, sie aufzuwecken. Sie kann das gewiß, ich kann es nicht, ich hab'

es versucht. Auch für etwas Brod für Mutter und mich will ich bitten."

Diese kindliche Erzählung hätte dem alten Krieger das Herz abdrücken mögen, denn er erkannte die wahre Sachlage sofort heraus. Doch er bezwang sich und fragte weiter:

„Du sprachst soeben vom Brod."

„Ja wohl, daran fehlt's uns eben. Bevor die Mutter einschlief, gab sie mir das letzte Stück. Sie selbst hatte zwei Tage nichts mehr gegessen. Sie sagte: Ich habe keinen Hunger."

„Und wie hast du es gemacht, als du sie aufwecken wolltest?"

„Nun, wie immer; ich hab' sie bei der Hand gefaßt und geküßt."

„Hast du auch den warmen Athem gefühlt?"

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Knaben. „Ich weiß nicht," sagte er, „muß man denn immer athmen?"

Der alte Soldat wendete sich zur Seite, um die Thränen zu verbergen, die über seine Wangen rollten. Er antwortete nicht auf die Frage, aber seine Stimme zitterte ein wenig, während er weiter forschte: „Als du deine Mutter bei der Hand faßtest, hast du da nichts gemerkt?"

„Doch, sie war kalt. Aber es ist auch kalt bei uns in der Stube. O sie war so schön, so schön. Ihre beiden Hände waren gefaltet über der Brust und ganz weiß. Der Kopf war ganz herüber gebeugt, sie schien den Himmel zu betrachten."

Der alte Lambert dachte bei sich: Ich habe die Reichen beneidet, ich, der ich mein gutes Essen

und Trinken habe, und da ist Jemand, der vor Hunger stirbt! Schrecklich — verhungern! — Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf; sein Entschluß war gefaßt. Er rief den Kleinen heran, setzte ihn auf seine Kniee und sprach mit bewegter Stimme: „Mein lieber Junge, dein Brief ist fertig, abgeschickt und die Antwort ist schon angekommen. Führe mich zu deiner Mutter!“

„Gern,“ sagte Christian, „aber warum weinst du denn?“

„Ich weine nicht,“ antwortete der alte Soldat und umarmte den Knaben mit Ungestüm, um seine Thränen zu ersticken. — „Männer dürfen ja nicht weinen. Aber du wirst bald weinen, armes Kind. Indeß sei nur ruhig, ich liebe dich wie meinen eigenen Sohn. Ich hatte auch einmal eine Mutter; es ist schon lange her, ach, schon so lange her. Und doch ist es mir, als ob ich sie vor mir sähe, auf ihrem Sterbebette, wo sie mich vor ihrem Scheiden ermahnte: Lambert, bleibe ein ehrlicher Mensch und ein guter Christ! Damals war ich nur ein wenig älter, als du jetzt bist. Das Bild der Mutter Gottes hing über dem Bette. Es war zwar ein schmuckloses Bildchen, das mit einigen Pfennigen bezahlt war, aber ich hatte es lieb, und immer kommt mirs wieder in's Gedächtniß zurück. Sieh, das ist es, was mich ergreift. Ein ehrlicher Mensch bin ich zwar stets gewesen, aber was den frommen Christen angeht . . . .“

Lambert unterbrach sich; er wunderte sich selbst darüber, daß er solcher Gemüthsanwandlung fähig war. Zu jeder anderen Zeit hätte er sich der-

selben geschämt, denn er war bisher der Ansicht, wie man sie auch sonst leider nicht selten findet, ein Mann und zumal ein Soldat müsse hart sein, wie ein Kieselstein. Wie gesagt, jetzt war er weich geworden, wie ein Kind. Er erhob sich, immer noch den Knaben auf dem Arm, den er an die Brust drückte. „Meine liebe alte Mutter," so sagte er, als sähe er die Angeredete leibhaftig vor sich, „Du sollst mit mir zufrieden sein. Mögen meine Freunde mich zum Besten halten, wenn sie wollen. Diesen kleinen Engel laß ich nicht mehr von mir. Sein Brief, obwohl noch nicht einmal geschrieben, hat ein Zweifaches bewirkt: er hat dem Knaben einen Vater und mir ein Herz gegeben. Komm Christel, laß uns zu deiner Mutter gehen."

Was nun folgt, mag der Leser leicht errathen. Die arme Frau, am Hungertod gestorben, ließ sich nicht aufwecken. Christian hatte seine liebe Mutter verloren, dafür aber hat ihm Gott einen gar guten Vater geschenkt. — Der alte Lambert nahm ihn zu sich und hielt ihn wie sein eigenes Kind und sorgte nach Kräften für eine gute Erziehung und Ausbildung. Und Christian bewies sich solcher väterlicher Liebe würdig. Der greise Pflegevater sah mit Stolz auf seinen Pflegesohn. Sein mürrisches polterndes Wesen verwandelte sich in eine sanfte Freundlichkeit, aber auch viel frömmer ist er geworden seit jenem Tage, an welchem er den Brief an die Mutter Gottes besorgte. „Ich kenne den Briefträger nicht," sagte er, „der solche Briefe besorgt, aber soviel ist gewiß, Christels Brief ist an seine Adresse im Him-

mel gekommen, und die Antwort ist nicht ausgeblieben."

Christian hat sich als junger Mann einen Namen erworben als Redakteur einer weitverbreiteten katholischen Zeitung.

21.

Die Rache eines Christen.

Der Schnellzug lief in H. ein. Das Dampfroß sauste mit wuchtiger Kraft in den Bahnhof und wand sich schlangenähnlich durch das Schienengewirr. Plötzlich stand es — und es rasselte und stöhnte und schnaubte das wilde eiserne Roß mit seinem dampfenden Rachen und seinen rothglühenden Augen, einem gefesselten Ungethüm gleich.

Der Zeicher der hellerleuchteten Bahnhofsuhr zeigte auf Neun; die Schaffner rissen die Thüren der Coupe's auf und riefen laut den Namen der Station. Es war ein wirres, vielbewegtes Leben, wie es sich in solchen Augenblicken zu entfalten pflegt. Die Thüre eines Coupe's erster Klasse in unmittelbarer Nähe der Lokomotive öffnete der Zugführer selbst, und die Hand an die Dienstmütze legend, sagte er: „Wir sind in H . . . ., Herr Ober-Betriebs-Inspektor."

Es erfolgte keine Antwort. Der Zugführer hielt die Thürklinke in der Hand und wartete. Dann auf die Uhr sehend, sagte er zu dem vorübergehenden Bahnhof-Inspektor: „Der Herr Ober-Betriebs-Inspektor scheint zu schlafen, und wir

haben keine Minute zu verlieren, darf ich ihn anrufen?"

„Natürlich, — wecken Sie ihn!"

Der Beamte nannte nochmals mit lauter Stimme den Namen der Stadt, und als abermals keine Antwort erfolgte, leuchtete er mit seiner kleinen Blendlaterne in das Innere des Wagens hinein, welcher von einer Decklampe matt erhellt war. Der Zugführer schrack plötzlich zusammen; der Oberbeamte, welcher eine Inspektionsreise nach H. zu machen beabsichtigt hatte, lehnte halb liegend, halb sitzend in einer Ecke, anscheinend ohne Bewußtsein, denn der Kopf war tief auf die Brust herabgesunken und die Arme hingen schlaff nieder. Der Beamte, ein starkgebauter, kräftiger Mann, rüttelte den Ohnmächtigen, brachte ihn in eine sitzende Stellung und versuchte, ihn aus dem Coupe zu heben. Da ihm dieses nicht gelang, rief er das Zugpersonal zu Hilfe, und man trug den anscheinend leblosen Mann in das Bureau des Stationsvorstehers und legte ihn auf das Sopha nieder. Das bleiche Antlitz zeigte bei dem Scheine der Glasflammen eine gespenstische Bläße; die Augen waren wie in wildem Entsetzen aus ihren Höhlen getreten und stierten im Starrkrampfe glanzlos in's Leere. Wie ein Laufeuer hatte sich die Kunde von dem seltsamen Ereigniß verbreitet; Bahnbeamte und Reisende füllten neugierig das Zimmer.

Man öffnete Rock und Weste und entdeckte nun Blut, welches einer breiten Wunde nahe am Herzen entquoll. Entsetzen faßte Alle — hier lag ein schweres Verbrechen vor. Die Verwirrung

war allgemein. Man schüttelte die Köpfe, lief rathlos hin und her, das Unerhörte zu enträthseln. — Der Bahnhofinspektor befahl, den Perron abzusperren, und requirirte Polizeidiener, allein die Vorsichtsmaßregel kam zu spät, denn die meisten Passagiere hatten den Bahnhof bereits verlassen und sich in die Stadt begeben. Ein zufällig anwesender Arzt verband den Verwundeten und erklärte, daß die Verletzung zwar sehr bedenklich, aber nicht absolut tödtlich sei. Eine Revision des Coupe ergab, daß von den Effekten nichts fehlte; der Hut lag zusammengedrückt in einer Ecke, Uhr und Börse waren vorhanden. Also auf Raub war es nicht abgesehen gewesen; andere Motive mußten die Hand des Mörders geleitet haben. Auf allen Zungen lag eine Frage: Wer hat das gethan? Aber Niemand wußte sie zu beantworten. Die sorgfältigste Untersuchung des Coupe's führte zu keinem Resultate. Nichts ward entdeckt, das auf die Spur des Verbrechers hingedeutet hätte. Der Zugführer erklärte, daß der Oberinspektor noch auf der letzten Station vor H. mit ihm gesprochen und das Coupe wie gewöhnlich allein benützt habe, der Mordversuch müsse demnach zwischen jenem Orte und H. während der Fahrt stattgefunden haben. Es unterlag daher keinem Zweifel, daß entweder einer der Passagieren oder Jemand vom Dienstpersonal des Zuges der Verbrecher sei. Letzteres war wahrscheinlicher, weil es unglaublich klang, daß ein Reisender während der schnellen Fahrt seinen Sitz verlassen haben und auf den Wagenbrettern bis zu dem Coupe vorgedrungen sein sollte, und in diesem Falle

konnte es nur ein Passagier gewesen sein, der ebenfalls ein Coupe allein benutzt hatte, weil er sonst sofort den Verdacht der Mitreisenden erregt haben würde.

Auf der genannten Strecke durchschnitt die Bahn einen großen Tunnel, und man zweifelte nicht, daß der Mörder diesen Ort zur Ausführung seines Verbrechens benutzt hatte. Mißtrauisch blickte Einer den Andern an; Alle litten unter dem Drucke des Verdachtes einer ebenso kühnen als unerhörten That. Sollte der Mordanfall von einem Beamten des eigenen Zugpersonals ausgeführt worden sein, so konnten nur Haß und Erbitterung einen Untergebenen angetrieben haben, seine Hand gegen den Vorgesetzten zu erheben; allein der Ober-Betriebs-Inspektor Sturm war ein so allgemein geachteter und geliebter Mann, er genoß eine so große Anhänglichkeit Seitens seiner Untergebenen, daß Jeder, der den ehrenhaften Charakter, die wohlwollende Gesinnung Sturm's kannte, diesen Gedanken mit Entrüstung zurückwies, weil man keinen Beamten fähig hielt, dem Manne nach dem Leben zu trachten, welcher die Rechte seiner Untergebenen stets vertreten, für die Verbesserung ihrer Lage Sorge getragen und durch sein humanes und gewinnendes Wesen mit Recht auf ihre Dankbarkeit Anspruch machen konnte. — Kurz der Mordversuch blieb ein unlösbares Räthsel.

Der Ober-Betriebs-Inspektor Sturm lag weich gebettet in dem Hospitale der Stadt H. An seinem Lager standen seine Gattin und sein einziges Kind, ein Knabe von vierzehn Jahren, welche telegraphisch

von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt worden waren. Die treue Gattin war ungesäumt herbei geeilt, ihren schwer verwundeten Mann zu pflegen. Der Arzt hatte zwar der tiefgebeugten Frau Trost zugesprochen und ihr die Versicherung gegeben, daß die Wunde nicht tödtlich sei; allein der Ton, mit welchem diese Worte gesprochen worden, hatte der Frau verrathen, daß das Leben ihres Mannes dem ungewiß aufflackernden Lichte einer verglimmenden Kerze gleiche. Die entsetzliche Nachricht hatte die gute Frau aufs Tiefste erschüttert, sie war nicht in Ohnmacht gefallen, als sie die verhängnißvolle Depesche las, aber auf der Reise nach H. hatte sie sich ausgeweint. Jetzt, am Bette des Kranken, hatte sie keine Thränen mehr. Ihr Schmerz war stumm, aber um so gewaltiger arbeitete er in ihrem Herzen. Unverwandt ruhte ihr ängstlich besorgter Blick auf den bleichen Zügen, jede Bewegung des Kranken beobachtend und die Bedürfnisse desselben errathend. Mit liebender Hand netzte sie die welken Lippen und strich die Haare von der bleichen, kalten Stirne.

„Was ärztliche Hilfe vermag," flüsterte ihr der Arzt in's Ohr, während er den Puls des Kranken befühlte, „ist geschehen, mir müssen den weiteren Verlauf der starken Natur Ihres Mannes und dem Himmel überlassen. Ich hoffe das Beste und fürchte nicht einmal den Ausbruch des Wundfiebers. Ruhe ist die unerläßlichste Bedingung; jede Aufregung muß vermieden werden."

Die Frau warf dem Arzte einen dankbaren Blick zu. Noch hatte sie nicht daran gedacht, nach dem Thäter zu fragen, und ob man ihn ergriffen

habe; ihr ganzes Denken war nur auf einen Punkt gerichtet — die mögliche Rettung ihres Mannes. Ihre heißen Gebete wurden erhört. Nach Verlauf von zwei Monaten war derselbe soweit wieder hergestellt, daß er das Krankenhaus verlassen und mit den Seinigen die Rückreise nach Hause antreten konnte.

In der Erwartung, von dem Wiedergenesenen einen sicheren Aufschluß über den Thäter zu erhalten, hatte man sich getäuscht. Alles, was er aussagen konnte oder wollte, bestand darin, daß ein Fremder, nicht ein Bahnbeamter, in dem Tunnel die Thüre des Coupe geöffnet, sich auf ihn geworfen und ein breites Messer nach ihm gezückt habe. Der Mörder habe eine schwarze Larve getragen, welche den größeren Theil seines Gesichtes verdeckte, und da der helle Schein der Deckenlampe des Wagens durch die vorgezogene blaue Gardine gedämpft gewesen, habe er weiter nichts wahrnehmen können, als daß der Mann ohne Kopfbedeckung gewesen sei und der starke Zugwind ihm die Haare wirr um den Kopf gejagt. Gesprochen habe der Mörder nicht.

Es war indeß der Gattin Sturm's nicht entgangen, daß ihr Mann nicht alles ausgesagt habe; denn jedesmal, wenn sie ihn nach dem möglichen Thäter befragte, schien er in Verlegenheit zu gerathen und ausweichende Antworten zu geben; einmal hatte er sogar die Bemerkung gemacht, daß er durch einen Verdacht, der auf keinem sicheren Beweise gegründet sei, die Ehre eines Mannes nicht beflecken dürfe.

„Aber Bester," versetzte seine Frau, „es unterliegt keinem Zweifel, daß du einen geheimen und deßhalb um so gefährlicheren Feind hast; dein Leben schwebt fortwährend in Gefahr, wäre es also nicht gerathen, Vorsichtsmaßregeln zu treffen und Untersuchungen anzustellen, welche die Haltbarkeit deines Verdachtes bestätigen oder entkräften?"

„Ich werde auf meiner Hut sein, liebe Frau; bedenke, wie verhängnißvoll es sein würde, einen Unschuldigen zu verdächtigen."

„Dies eine Mal hat der Himmel dich beschützt; der Feind ist jedoch verwegen und tollkühn. Denke an dich — denke an mich und dein Kind. Klage Niemand auf einen bloßen Verdacht hin an, aber spüre nach, in wiefern deine Vermuthung gerechtfertigt ist."

Ihr Gatte antwortete nicht und stützte die bleiche Stirne in seine Rechte.

Frau Sturm glaubte die Gedanken ihres Mannes errathen zu können. Sie war überzeugt, daß sie den Thäter in derselben Person vermuthe, auf welcher der Verdacht ihres Mannes ruhte; aber ihr Zartgefühl sträubte sich, dem Verdachte Worte zu leihen und einen Namen zu nennen, den ein unerklärliches Gefühl immerfort ihr zuflüsterte. Dieser Mann aber war ein entfernter Verwandter ihres Gatten und mit ihm gleichen Namens. Sie kannte dessen Character und Gesinnung, sein verschlossenes Wesen hatte sie oft genug Böses ahnen lassen. Sie wußte, daß dieser Mann ihrem Manne ewigen Haß und Rache geschworen hatte, weil er sich bei einer Erbschaft

von ihm übervortheilt glaubte; sie hatte gehört, daß derselbe bittere und schwere Drohungen gegen ihren Mann ausgestoßen hatte, und sie hielt ihn für fähig, seinen Worten die That folgen zu lassen. Vergebens waren die Bemühungen des Oberinspektors gewesen, ein freundschaftliches Verhältniß mit jenem herzustellen. Vergeblich hatte er die Hand zur Versöhnung geboten, sie war jedesmal mit Ingrimm zurückgestoßen worden. Auch die Frau des Oberinspektors hatte persönlich Ursache, jenen Mann zu fürchten, da sie dessen Bewerbung um ihre Hand zurückgewiesen; er aber geschworen hatte, diese Kränkung nie zu verzeihen. Alle diese Umstände wirkten mächtig zusammen, die Frau glauben zu machen, daß jener der Thäter sei, weil es sonst Niemand gab, der ihrem Gatten übel wollte, und sie war der festen Ueberzeugung, daß ihr Mann dieselbe Vermuthung hegte.

Eines Morgens — es mochten drei Monate nach jenem Attentate verflossen sein — begehrte ein Eisenbahn-Arbeiter den Oberinspektor in seiner Privatwohnung zu sprechen. Der Arbeiter theilte seinem Vorgesetzten mit, daß er bei den Reparaturbauten in jenem Tunnel längere Zeit beschäftigt gewesen und daselbst eine Reisemütze gefunden habe; da in derselben eine Adreßkarte eingenäht sei, welche seinen Namen trage, so habe er angenommen, daß der Herr Oberinspektor diese Mütze dort verloren habe und bringe sie deßhalb.

Ein seltsamer Gedanke zuckte in der Seele Sturms auf, und dieser Gedanke prägte sich deutlich in seinem staunen-forschenden Blick aus. „Das

ist brav von Ihnen, Werner," sagte er, gewaltsam seine Erregung unterdrückend, in gelassenem Tone. „Sie sind ein ehrlicher Mann; geben Sie mir die Mütze; — so — ich danke Ihnen." Gleichzeitig reichte er dem Manne ein Geldstück, welches dieser dankend in die Tasche schob.

„Weiß sonst noch Jemand um die Mütze?" fragte Sturm.

„Nein, Herr Oberinspektor."

„Es ist gut, Werner. — Sie können gehen."

In größter Aufregung schritt Sturm in seinem Zimmer auf und ab. Seine Brust arbeitete heftig, sein Herz pochte stürmisch, die Pulse in den Schläfen hämmerten, als wollen sie die Adern sprengen, und kalter Schweiß war auf seine Stirne getreten. Stumm betrachtete er die verhängnißvolle Mütze; sie gehörte ihm nicht. Es war augenscheinlich, daß dieselbe längere Zeit in dem Tunnel gelegen. Der heftige Zugwind konnte diese Mütze jenem Manne vom Kopfe geweht haben, der in demselben Tunnel ihm nach dem Leben getrachtet, und der Träger dieser Mütze hieß Sturm. Das konnte nur sein Verwandter sein, der Mann, der ihn so bitter grollte.

Eben wollte er den verrätherischen Gegenstand bei Seite legen, als seine Frau eintrat und seine Erregung bemerkte.

„Was ist dir, Franz? Was hast du da?"

„Nichts, nichts, Elise, laß mich."

„Du bist seltsam, was bedeutet die Mütze?"

„Hier lies! — Sie gehört einem Manne mit Namens Sturm und wurde in dem Tunnel bei H. gefunden."

Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen der Frau. „Meine Ahnung!“ rief sie, „Robert ist der Thäter!“

„Still, liebe Frau, die Sache ist seltsam; auch ich glaube es, aber es ist kein direkter Beweis. Ich werde zu ermitteln suchen, ob Robert an jenem Tage nach H. gefahren ist.“

Die Erkundigungen ergaben, daß der Kaufmann Sturm allerdings an jenem Tage eine Geschäftsreise nach H. angetreten hatte. Es bestand kein Zweifel mehr, daß er den Mordversuch gemacht hatte.

Der Winter war gekommen mit seinen Leiden und Freuden. Die Stadt C. war an einem großen Fluß gelegen, auf dessen Wogen mächtige Eisschollen trieben. Zwischen den spitzigen Steinköpfen, welche um die Wasserschnelle und den Wogendrang zu brechen, weit in den Fluß hineingebaut waren, hatte sich auf dem ruhigen Wasser ein fester Saum gebildet, und hier tummelten sich die Städter auf spiegelglatten Bahnen. Jung und Alt war vertreten, das seltene Vergnügen zu genießen.

Auch der Ober-Inspektor Sturm befand sich unter den Schlittschuhläufern. Er war einer der gewandesten und schnellsten. Er war wieder vollständig hergestellt, die lange Krankheit hatte keine Spur von Leiden in seinem Körper zurückgelassen. — Die Eisbahn hatte einen außerordentlichen Reiz für ihn, das Schlittschuhlaufen war eine Leidenschaft, die er aus früheren Jahren in das reifere Alter mit hinüber genommen.

Plötzlich erblickte er seinen Verwandten, den Kaufmann Sturm, welcher sich mit seiner Tochter gleichfalls auf der Bahn eingefunden und im selben Augenblicke stand die ganze Mordgeschichte, jener unglückselige Tag, die Reisemütze und Alles, was sich daran knüpfte, vor seiner Seele. Es war das erste Mal, daß er seinem Vetter seit jenem Ereignisse begegnete. Auch dieser mußte den Ober-Inspektor gesehen haben, that aber, als ob er ihn nicht sähe.

Der Kaufmann Sturm zählte wenig Freunde, sein Wesen duldete keine herzliche Annäherung. Was noch von Gefühl, Liebe und Zärtlichkeit in seinem von Leidenschaften vielfach durchwühlten Herzen saß, hatte er auf seine Tochter Susanna übertragen, dies sein einziges Kind war der Gegenstand seiner Liebe, seines Stolzes, für Susanna dachte, für sie arbeitete er.

Susanna war ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, heiter, munter, in ihrem klaren Auge spiegelte sich ihr reines Herz. Sie hatte nichts von dem finsteren Charakter ihres Vaters geerbt, sie war das völlige Gegentheil von demselben, fröhlich, gesellig, gewann sie alle Herzen.

Es war eine Lust, das Mädchen auf der Eisbahn dahingleiten zu sehen. Wenn sie an dem Ober-Inspektor, den sie Onkel nannte, vorbeischoß und ihren Vater nicht in der Nähe wußte, dann nickte und grüßte sie freundlich und warf ihm einen wehmüthigen Blick zu, als wolle sie ihm sagen, daß sie den Groll ihres Vaters nicht theile, aber keinen Annäherungsversuch wagen dürfe.

Der Inspektor hatte das obere Ende der Bahn

erreicht und ruhte ein wenig aus. Susanna schoß heran und umkreiste ihn einige Male.

„Wollen wir einen Wettlauf halten, Onkel?“ flüsterte sie, einen Bogen beschreibend.

„Es gilt Suschen, folge mir!“

„Aber sorgen Sie, daß mein Vater nichts gewahrt.“

„Fürchte nicht, Kind.“

Und mit einem gewaltigen Satze flog der Inspektor dahin, und Susanna ihm nach. Fast hatte sie ihn erreicht, als sie plötzlich ihren Vater erblickte, der ruhigen Schrittes ihr entgegen kam. Sie lenkte ab, um keinen Verdacht zu erregen, nahm aber in der Verwirrung den Bogen zu groß und setzte mit einem wilden Sprunge über den Rand des Eissaumes hinweg auf eine große Eisscholle, die an dem festen Eise entlang trieb. Ein Schrei des Entsetzens durchzitterte die Luft.

Langsam trieb die Scholle, von dem Sprunge in Bewegung gesetzt, von dem Saume ab und eine breite Kluft entstand; die Scholle aber wankte und schwankte unter den Füßen des Mädchens. Bestürzt eilte Alles herbei, rathlos folgten die Blicke der dahintreibenden Scholle. Todesbleich und zitternd sah der Vater die furchtbare Gefahr, in der sein einziges Kind schwebte, ein unartikulirter Schrei zitterte auf seinen Lippen, flehend streckte er die Arme aus, wie wenn er sein Kind zu sich herüberziehen wolle.

„Hundert Thaler, wer meine Tochter rettet!“ schrie der Vater. Rathlos blickte Einer den Andern an. Niemand wollte es wagen.

Die Scholle, welche sich durch Reibung an

anderen Schollen abbröckelte, trieb langsam stromabwärts, und konnte bersten, oder was noch mehr zu fürchten war, in das eigentliche Fahrwasser gerathen, und dann war keine Rettung mehr. Die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde.

„Platz!“ rief plötzlich eine tiefe Stimme, und die Menge wich erwartungsvoll zurück. Es war der Inspektor, der sich langsam auf seinen Schlittschuhen in Bewegung setzte, einen Kreis auf dem Eise beschrieb, schneller und immer schneller, und dann auf den Rand des Saumes losschießend mit einem gewaltigen Satze diesen und die Kluft übersprang und im nächsten Augenblicke neben Susanna stand, indem er sich fest in das Eis einbohrte. Die Scholle schwankte und zitterte unter der Wucht der doppelten Last und das Wasser spielte über die Fläche hin.

„Onkel!“ rief das Mädchen, „Sie stürzen sich meinetwegen in Todesgefahr!“

„Still Kind, fasse Muth, verzage nicht!“

Und nun kniete er sich auf die Scholle nieder und arbeitete sich mit den Händen an den Rand derselben, dann versuchte er, indem er andere Eismassen zurückstieß und mit den Händen ruderte, die Scholle nach dem Saume zu steuern, was ihm nach unsäglichen Mühen auch gelang. Mochten auch die Hände bluten, er achtete es nicht, wurde doch die Entfernung immer kleiner und die Hoffnung auf Gelingen immer größer. Jetzt erhob er sich, und Susanna bei der Hand nehmend, sagte er: „Jetzt Muth! Ehe jene Scholle sich zwischendrängt, muß es geschehen sein; greife fest aus, ein kühner Sprung rettet uns!“

Es war ein Moment der höchsten Spannung. Jeder Zuschauer fühlte ein eisiges Frösteln seine Glieder schütteln. — Und der Vater, wer beschreibt, was er fühlte! —

Wieder durchzitterte ein greller Schrei die Luft. — Der Sprung war geschehen. Glücklich hatte der Inspektor festes Eis erreicht, allein das Mädchen brach in die Eisdecke und riß, da ihre Hand fest die ihres Retters umklammert hielt, auch diesen mit in die Tiefe. Die Wogen schlugen über Beiden zusammen.

Endlich, nach langen, langen Augenblicken ward ein Kopf, ein Arm sichtbar. Es war der Inspektor, der mit kräftigem Arm das Wasser theilt, — mit der Rechten hielt er die bewußtlose Susanna. Jetzt faßte er mit der Linken den Saum, und sich an das Eis anklammernd, arbeitete er sich weiter, dem Steinkopfe zu, der einen festen Halt sicherte. Die Hand blutete, die scharfzackigen Eisschollen zerrissen den Arm, doch wer achtete darauf! Hätte man ihm nur behilflich sein können, aber der schwache Eisrand wollte die Last der Menschen nicht tragen. Endlich war der vorgemauerte Steinkopf erreicht, die Menge war vorausgeeilt, und hundert Arme streckten sich aus, dem muthigen Retter die theure Bürde abzunehmen und ihn selbst emporzuziehen. Und es war hohe Zeit, denn seine Kräfte waren erschöpft. Fast besinnungslos sank er zu Boden.

Nun aber brach der Sturm der jubelnden Menge los. Alles drängte sich herzu, den Edlen zu beglückwünschen. Ueberwältigt vom Gefühl schloß der überglückliche Vater sein gerettetes Kind

an sein Herz und dann näherte er sich dem Retter und drückte seine heißen Lippen auf die blutende Hand und Thränen zitterten in seinen Augen.

Am selben Abend begehrte der Kaufmann Sturm den Oberinspector in seiner Wohnung zu sprechen.

„Vetter," sagte er, auf ihn zueilend, „ich komme, Ihnen meinen heißesten Dank auszusprechen; vergeben Sie mir — lassen Sie alles Geschehene vergessen sein!" Seine Stimme zitterte, als er diese Worte sprach.

„Alles", versetzte der Inspektor mit eigenthümlicher Betonung.

„Sie sind ein edler Mann, Sie retteten mein Kind, obschon ich Sie oft beleidigte; Sie wagten Ihr Leben für meine Tochter, obschon ich . . ."

„Obschon Sie mir nach dem Leben getrachtet," ergänzte der Inspector.

Der Kaufmann erbleichte; das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

„Ich weiß Alles," nahm der Inspektor ernst, doch freundlich das Wort. „Erkennen Sie diese Mütze, die Sie in dem Tunnel verloren?"

Der Kaufmann prallte zurück. — „Und trotzdem?" — stotterte er endlich.

„Seien wir nun Freunde," sagte der Inspektor herzlich; „das war meine Rache, die Rache eines Christen!"

Und er zog den Verirrten an sein Herz; — es war der schönste Tag seines Lebens.

„Wer Rache sucht, an dem wird Gott Rache üben und seine Sünden zuverlässig behalten. Verzeihe deinem Nächsten, wenn

er dich beleidigt hat, dann werden auch dir, wenn du bittest, deine Sünden verziehen. Ein Mensch bewahrt den Zorn wider einen Andern, — und suchet bei Gott Vergebung! Mit einem Menschen, der seines Gleichen ist, hat er kein Erbarmen, und bittet gleichwohl um Verzeihung für seine Sünden! Er, der nur Fleisch ist, bewahret den Zorn, und bittet Gott um Verzeihung, wer wird für seine Sünden bitten. Gedenke an die letzten Dinge und laß alle Feindschaft." Sirach 28, 1–6.

22.

Das Bild des Großvaters.

Vor Zeiten saß am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterlein, Namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Waarenlager von Kinder-Spielsachen und einigem alten Gerümpel feil bot. Die Bude sah, wie das alte Mütterlein, ganz morsch und gebrechlich aus, denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen: sie saß hier als Braut, als junge Frau, als Mutter; sie trauerte hier als Wittwe; sie saß hier mit bleichem Angesicht und rothgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Leiden hatte sie hier durchlebt, geduldig in der Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hilfe des Herrn.

Nun aber wurden ihre letzten Tage immer

trauervoller, denn nur selten noch blieb ein Käufer vor der kleinen Bude stehen; ja oft, sehr oft mußte sie Abends ihr kleines Waarenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie dann freilich darben und entbehren. Sie hatte indessen nie etwas vom Wohlleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von dem einen Tage zu dem andern fristen zu können.

Jetzt aber war es zum Aeußersten gekommen; denn schon seit drei Tagen hatte sie nicht das Geringste verkauft, und doch war die Miethe für die kleine Kammer, worin sie Nachts schlief, eben fällig. Zwar machte ihr diese Schuld gerade nicht so großen Kummer; denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst Mangel und Noth nur zu gut kannten und die deßhalb mit der noch ärmeren Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Kinderspielsachen und die Bilderbogen bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er drohte, wenn Else die für ihn unbedeutende, aber für jene schwere Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hageren Hände gefaltet in den Schoß gesenkt und hielt in aller Demuth vor Gott ihre stillen Herzensgespräche verbunden mit manchem heißem Stoßgebetlein. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Frühlingssonnenstrahl machte die Luft lau; doch ihr ward's immer weher um's Herz, und sie wünschte sich sehnlich dorthin, wo ihr braver Mann sammt

ihren Kindern längst schon ruhten, und erflehte für sie und sich den ewigen Frieden.

Da kam ein Mann daher geschlendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Gebetsseufzern. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst aber erschien er noch ziemlich rüstig und kräftig. Welchem Berufe er angehörte, das verrieth seine Theer-Jacke und der breite schwankende Gang; er war ein Seefahrer. Er hatte die Arme auf dem Rücken übereinandergeschlagen und schaute, wie man vermuthen durfte, befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und redete sie an: „Es hat sich doch so Manches in Danzig verändert. In dieser kleinen Bude saß einst eine junge muntere Frau, von der ich als Schulknabe manchen Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese wohl hingekommen sein?"

Die Alte lächelte wehmüthig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch Niemand anders gewesen sein, als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre."

„Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirne und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß ich über vierzig Jahre abwesend war. Vierzig Jahre verändern freilich viel. Mancher meiner früheren Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen! Der Peter Braun,

welcher früher in der Langgasse wohnte, ist wohl auch nun schon lange todt?"

„Selbst gekannt hab' ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen gehört. Er starb im Spitale", entgegnete Else.

„Im Spital?!" wiederholte der Fremde erschüttert.

„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt," fuhr die Alte fort; „ihm war es auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er so sterben werde! — Er war der Sohn von Bernard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand sich weder Geld noch Geldeswerth in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden; aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. — Nun war der alte Mann ganz allein! — Er begann noch Manches, aber es wollte ihm nichts glücken, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewendet; die Armen konnten ihm nicht helfen, die Reichen wollten nicht! So kam es, daß er krank und lebensmüde in's Spital gehen mußte."

Das Angesicht des Fremden zuckte wie in bittrem Schmerz bei dieser Kunde. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen; aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn der Peter Braun begraben?"

„Auf dem Armenkirchhof," antwortete Else.

Der Fremde schien diese Auskunft erwartet zu haben; er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes erloschenes Oelbild, das im Hintergrunde der Bude hing; und alsbald fragte er: „Was wollt Ihr für das alte Bild?“

„Ich habe es,“ entgegnete Else, „vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein paar Groschen gekauft. Es mag wohl nichts werth sein, denn Niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das Gesicht des Alten auf dem Bilde recht fromm und freundlich ausschaut. Gefällt es Euch, lieber Herr, so möcht Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt, ich bin mit jedem Gebote zufrieden.“

Der Fremde legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde.

„Ach, bester Herr,“ rief die Alte kläglich, „ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen, meine Kasse ist ganz leer!“

„Laß es nur gut sein, Mütterchen,“ versetzt der Unbekannte, „ich bin freilich auch ein Armer, der sich zur Aufnahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildniß meines Großvaters nicht zu theuer.“ — Er lief mit dem Bilde davon, ohne auf einen Dank oder eine Antwort zu hören.

Else war anfangs mehr erschrocken als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der nach seiner Kleidung und seiner Rede selbst arm war, für das alte verloschene Bild einen ganzen Thaler gegeben hatte. Sie getraute ihren

Augen nicht und fürchtete immer, das Bild würde ihr zurückgebracht und der Thaler wieder abgefordert werden. Doch bald verscheuchte sie diesen trüben Gedanken, und ihr welkes Herz schwoll vor lauter Freude, die in inbrünstiges Dankgebet überging zu Jesus Christus, ihrem treuesten Freund im Himmel, dem sie kurz zuvor ihre Noth geklagt hatte, und in heiße Segenswünsche für ihren Retter aus der Noth, den er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinahe ihrem Jammer abgeholfen. Der harte Gläubiger sollte diesen Thaler auf Abschlag erhalten; und sie hoffte, daß er sich damit einstweilen begnügen werde.

Aber wie erschrack die arme Else, als sie nach kaum einer Stunde den Käufer schnellen Schrittes zurückkommen sah. Seine Blicke funkelten, sein Angesicht leuchtete wie in Flammen. Er stürzte in eiligster Hast auf die Bude der Alten los und schlug mit seiner derben Faust so gewaltig auf ihre Waaren ein, daß er mit diesem Schlage sogleich einen Nürnberger Heuwagen sammt den Rossen und ein ganzes Regiment bleierner Soldaten vernichtete. — Else fiel vor Schrecken fast in Ohnmacht. Er aber rief mit ungezügelter Freude: „Liebe Alte, thue mir den Gefallen und wirf diesen deinen ganzen Waarenkram auf die Straße, daß sich die Jungen d'ran erfreuen; du sollst es fortan nicht mehr nöthig haben, hier in Sturm und Unwetter zu sitzen. — Gott sei tausendmal und abertausendmal Dank gesagt! Das Glück ist bei mir eingekehrt — unverhofft und wundervoll. Vierzig Jahre habe ich diesem Glück

auf allen Meeren und in allen Himmelsgegenden nachgejagt; und überall wandte es mir den Rücken. Siehe, da finde ich es plötzlich in der Heimath am Grabe meines Vaters! — Ich eilte mit dem Bilde zum Armenkirchhof. Ach wie bitter war mir um's Herz, als ich das Grab meines Vaters erblickte — so einsam, so wüste und so verfallen! Ach, ich war von dem guten Vater fortgegangen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber alles anders gekommen; er ruht in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt, als ich ausgegangen! Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich dir einen Thaler gegeben, vor mir in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmüthigen Zügen zu erfreuen, die mich als wilden Buben so oft angelächelt hatten; aber unter meiner derben Faust, die das Bild krampfhaft faßte, brach der morsche Rahmen zusammen und — aus der Rückseite fielen englische Staatspapiere auf das Grab nieder, Papiere, deren Werth sich durch die Jahre und den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Großvater, der da in seinen letzten Lebenstagen ängstlich geworden um Hab' und Gut, hatte wahrscheinlich zwischen dem Bilde und der Rückenwand alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so plötzlichen Tode meinen Vater Kenntniß davon geben zu können. — In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden. Jetzt kauf' ich unser Haus in der Langgasse zurück, und dort im schönsten Zimmer soll wieder, wie in früheren Zeiten, das Bildniß des Großvaters hängen. Mit meinem guten Vater

kann ich nun freilich meinen Reichthum nicht theilen, wohl aber mit dir, du herziges Mütterlein, die Gottes Huld und weise Vorsehung erkoren hatte, so viele Jahre diesen meinen Schatz zu hüten und zu bewahren. Komm mit mir, du sollst bei Jörge Braun gute Tage haben!“

Und so geschah es auch. Mutter Else zog zu Jörge Braun in das zurückgekaufte Vaterhaus und führte ihm die Wirthschaft. Und sie hatte in der That bei ihm gute Tage, er sorgte für sie wie für eine Mutter, und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner.

23.

Der Hypochonder.

(Erzählt von F. v. Seeburg.)

Jedes Bad hat seine Hypochonder, jene armen Geschöpfe, die eine Last für sich und andere sind. Ich fand deren an allen Orten, unter allen Ständen und Verhältnissen, in allen Graden und Schattirungen, allein einen so reichen Segen von Hypochondern wie in Meran sah ich noch nie, und ich wollte fast, ich hätte ihn nie gesehen. Diesen Leuten ist ihr innerer Jammer, ihr Elend, ihr langsames stilles Verzweifeln mit scharfem Griffel in's Gesicht gezeichnet; man weicht ihnen aus, man wendet sich von ihrem Anblicke ab, denn aus diesen ruhelos irrenden Augen, aus diesen schlaffen langen Zügen, aus dieser gebückten Haltung und dem langsam dahinschleichenden Gange

klagt ein geknicktes Menschenleben, ein gebrochener Lebensmuth. Es wäre unwürdig, diesen Armen, deren Augen alles düster schaut und deren Geist in Todesgedanken vergraben ist, das Mitleid versagen zu wollen, denn sie sind um so mehr des Erbarmens werth, je weniger menschliche Macht dieser traurigen Krankheit entgegen zu wirken vermag, und je mehr liebevolle Theilnahme zuletzt das einzige Linderungsmittel ist. Ich hatte mir fest vorgenommen, diesen Bedauernswerthen mein stilles Beileid zu schenken, aber um jeden Preis ihre nähere Bekanntschaft zu vermeiden, denn wenn man selbst nicht die heiterste Lebensader besitzt, so wirkt der Umgang mit diesen wandelnden Trauerfahnen leicht ansteckend, und ich fühlte keine Lust, die wenigen Blumen auf meinem Lebenswege mit Asche zu bestreuen.

Es war an einem ziemlich warmen Mittage, als ich während der Kurmusik allein auf einer Bank saß und meinen Geist auf den herrlichen Sangeswellen „der schönen blauen Donau“ in die ferne Heimath eilen ließ. Heitere Bilder umschwebten meine Seele, da hörte ich plötzlich neben mir tief aufseufzen; ich erwachte aus meinen Träumereien und erblickte mir zur Seite einen jungen Mann, so unglücklich in jeder Linie seines Antlitzes, daß ich unwillkürlich zusammenschauderte. Ich hätte mich gern entfernt, allein dies hätte meinen Nachbar sicher verletzt, wehe thun wollte ich ihn aber nicht. Dann schlich sich ganz leise die Neugierde bei, und schon sann ich auf eine passende Anrede, als jener mit bitterer Miene zur Musikbande hinüberschauend sagte: „Klingt

es nicht wie Hohn, daß man uns armen Kranken solchen musikalischen Wiener Leichtsinn vorträgt? Ich finde dies unpassend, ja geradezu grausam."

„Man hofft dadurch die Gemüther zu erheitern," entgegnete ich, „übrigens werden Sie sogleich eine sehr ernste Musik hören; das Programm stellt uns die Gnadenarie aus Robert dem Teufel in Aussicht."

Der Hypochonder warf mir einen ängstlichen Blick zu und rief: „Die Gnadenarie? Nicht möglich! Diese düstere markerschütternde Musik sollen wir hören? Ach, man versteht gerade an den Kurorten die Kranken am wenigsten, und was mich am meisten indignirt, ist, daß unsere Aerzte fast täglich Zeugen unserer musikalischen Mißhandlung sind, ohne nur im Mindesten dagegen einzuschreiten. Wollen Sie nicht mit mir von hier weggehen? Ich schlage Ihnen einen einsamen Spaziergang an den Ufern der Etsch vor, dann . . . aber Sie werden mich am Ende nicht verstehen . . . Ich möchte eine Frage an Sie stellen."

Ich ergab mich in mein Schicksal und folgte ihm über die Passerbrücke auf den einsamen Wiesenpfad, der, von langweiligen Weidenbäumen spärlich beschattet, zur Etsch führt. Als wir etwa eine Viertelstunde gegangen waren, blieb mein Begleiter stehen, sah mich mit scharfem Auge an und fragte, indem er seine Hand auf meinen Arm legte, in geheimnißvollem Tone: „Sagen Sie mir ganz offen, . . . ich vertraue Ihrem Urtheile . . . was halten Sie von den Aerzten?"

Ich mußte unwillkürlich lächeln und antwortete ausweichend:

„Ich denke, wenn ein Arzt gebildet und gewissenhaft ist, wenn er nicht dem nackten Materialismus huldigt, sondern bei seiner Behandlung auch Seele und Gemüth des Kranken berücksichtiget, so kann man ihn nur hochschätzen."

„Ja — wenn," fuhr er mir rasch in die Rede; „ich hatte schon so viele Doktoren, ich reiste nach Wien, Prag, München und Berlin, ich habe hier in Meran bereits den fünften Arzt... ich schwöre Ihnen, keiner verstand meine Krankheit, keiner achtete auf mein Gemüth! Ich habe bereits ein kleines Vermögen für Doktor und Apotheker vergeudet, und statt Besserung finde ich täglich neue Leiden."

„Aber ich bitte, Ihr Aussehen . . .?"

„Schweigen Sie mir davon; der Schein trügt, rothe Backen habe ich nur von meiner steten inneren Aufregung . . . Nennen Sie schleichendes Fieber nicht Gesundheit!"

„Ihr Körper scheint muskulös . . ."

„Gewesen; jetzt nicht mehr. Ich trage dicke Unterkleider."

„Ihr Gang ist rasch."

„Nichts als Unruhe, die mich herumjagt."

„Ach quälen Sie sich doch nicht unnöthig; hoffen Sie und vertrauen Sie auf die Jugendkraft ihres Körpers."

„Waren Sie schon am Kirchhof? Die meisten Kurgäste starben hier in einem Alter von 20—30 Jahren . . . . Wie können Sie da von Jugendkraft, von Hoffnung sprechen?"

„Darf ich fragen, worin Ihr Leiden besteht?“

„Ich antworte Ihnen gerne, denn es bringt mir für den Augenblick Erleichterung, mich aussprechen zu können; allein ich erzähle Ihnen, was ich fühle, was ich leide und nicht, was die Aerzte fabeln. Zunächst leide ich an der Lunge... hier links ist alles faul, und hier fühle ich beständigen Schmerz . . . ich transspirire heftig, mein Magen ist gänzlich ruinirt . . . Die Folge davon ist schlechtes, ungenügendes Blut . . . hier an Leber und Niere leide ich oft furchtbar, vielleicht tödtet mich die Brightische Krankheit noch eher als die Tuberkulose und der Magenkrebs... mein Schlaf ist unruhig und ohne Erquickung... ich bin beständig müde an Leib und Seele, sagen Sie, ist mein Leben etwas anderes als ein langsames Sterben?“

Sein Haupt sank auf die Brust nieder und ein tiefer Seufzer zeugte von seinem Schmerze. Ich schwieg, denn ich fürchtete durch Widerspruch ihn zur Aufzählung weiterer Leiden zu veranlassen, und für meinen Glauben waren die angeführten schon zu viele. Nachdem wir einige Zeit stumm neben einander einhergegangen waren, suchte ich seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, indem ich mein Entzücken über die wunderschöne Gegend aussprach. Mein Begleiter hörte mich geduldig an, nur glaubte ich ein bitteres Lächeln in seinen Zügen zu finden. „Sie lieber Schwärmer,“ sagte er, nachdem ich geendet, „glauben Sie, daß es mich trösten wird, in einem Thale mit paradiesischen Reizen ein Grab zu finden?“

„Aber" — und meine Stimme hatte einen starken Anklang von Ungeduld — „wer sagt denn, daß . . ."

„Lassen Sie das, ich weiß, was mir bevorsteht."

„Waren Sie schon auf Schloß Tyrol?"

„Mit meinem Zustande! Wo denken Sie hin? Ich bekäme sicher den Bluthusten."

„Hatten Sie schon einmal Blut ausgeworfen?"

„Gewiß, vor vierzehn Jahren."

„Und seit dieser Zeit nicht mehr?"

„Aber ich bitte Sie, soll ich denn unaufhörlich Blut husten?"

„Ich hörte Sie überhaupt wenig husten."

„Ich halte damit nach Möglichkeit zurück." Bei diesen Worten sah er auf seine Uhr und rief mit bebender Stimme: „Wie, schon zweieinhalb Uhr, und der Arzt will, daß ich bis ein Viertel vor drei Uhr zu Hause sei; der Rückweg aber nimmt mehr als eine halbe Stunde in Anspruch! Ich bin untröstlich . . . ich werde recitativ . . . doch was liegt am Ende daran, ob ich ein Monat früher oder später sterbe!"

Wir kehrten auf einem näheren Wege zum Städtchen zurück. Ich erzählte von meinen Reisen und kam zuletzt im bunten Geplauder auf Politik.

„Lassen wir dieses Thema," bat mein Begleiter, „ich bin gewiß ernstlich krank, aber die Politik ist es womöglich noch mehr."

Ich fragte scherzend: „Hat unser Staatsleben wohl die Auszehrung?"

„Auszehrung, Gehirnerweichung, Fäulniß und Wassersucht, schlechtes Blut, überreizte Nerven,

Alles, was Sie wollen. — Leben Sie wohl — auf Wiedersehen!“

Wir tauschten unsere Karten und schieden an der Passerbrücke. Ich athmete tief auf, als ich wieder allein dem kräftig schäumenden Gebirgsbach entlang ging.

Des anderen Tages hatte ich eben den Besuch eines ungarischen Arztes, als mein guter Hypochonder eintrat. Ich leugne nicht, daß ich mich einigermaßen überrascht fand, vielleicht mochte man mir dies auch ansehen, allein ich faßte mich schnell und stellte die Beiden einander vor. „Sie sind Arzt,“ sagte mein Freund mit seinen siebenzehn Krankheiten, indem er sich erschöpft auf einen Stuhl niederließ, „befassen Sie sich hier mit dem Studium unseres Elends, oder sind Sie selbst... ach nein, nicht wahr, Sie sind nicht Kurgast?“ Und als der Arzt das Letztere lächelnd bestätigte, sah der Hypochonder den schönen kräftigen Mann mit einer Miene an, die zu sagen schien: Wie kannst du so sehr in der Einbildung leben!

„Ich habe mich viel mit deutschen Aerzten besprochen, ich finde deren Wissen im Ganzen sehr lückenhaft, ihr Benehmen unzart, rücksichtslos, sie mögen Manches wissen und verstehen, aber ich glaube, es ist viel Schwindel dabei.“

Der Ungar sah sein Gegenüber sehr erstaunt an und schien von diesen Worten keineswegs entzückt zu sein. Doch ehe er antworten konnte, fuhr der Hypochonder fort: „Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen sage, daß es mich mächtig darnach verlangt, auch das Urtheil eines ungarischen Arztes über meinen Zustand zu ver-

nehmen. Würden Sie wohl meine Bitte, mich genau zu untersuchen, gewähren wollen?“

Der Arzt sah mich zweifelnd an. Als unsere Blicke sich trafen, konnten wir Beide uns eines Lächelns nicht erwehren; doch war der Arzt artig genug, mit einer stummen Verbeugung dem Hypochonder zu antworten. Der Patient hatte bereits seinen Rock abgeworfen, mir ein flüchtiges: „Sie werden doch erlauben!“ zugerufen, nun streifte er die Weste und Halsbinde ab und sprach im Tone der Entschlossenheit: „Ich stehe zu Diensten!“

Der gute Ungar auscultirte und examinirte, untersuchte von oben bis unten, stellte tausend Fragen über Brust, Magen, Niere, Lunge, Leber, Herz und Milz, indeß ich am Fenster abgewendet stand, um mein Lächeln zu verbergen.

Die Untersuchung war zu Ende. Der Arzt erklärte, das ganze Leiden bestünde in einer allgemeinen Schwächung der Kräfte und einer großen Angegriffenheit der Nerven, zwei Uebel, deren Hebung wenig Schwierigkeit biete.

Der Hypochonder athmete froh auf. „Ich danke, ich danke!“ sprach er tiefbewegt dem Arzte die Hand drückend. „Nun finde ich Friede und Genesung!“

Er nahm, ohne zu zählen, ein Packetchen Bankzettel aus seiner Brieftasche und nöthigte dieselben dem widerstrebenden Arzte auf. „Nehmen Sie, Sie erweisen mir einen unendlichen Dienst damit. Thun Sie damit, was Sie wollen, werfen Sie meinetwegen das Geld in die Passer, nur lassen Sie meinen Dank Gestalt annehmen.“

Es war ein unendlich milder Frühlingsabend.

Ich ruhte im Kurgarten auf einer von Flieder überdachten Bank und ließ den Fluthungen meiner Seele ungehindert Lauf. Da — ein langer, banger, tiefer Seufzer! Mein Hypochonder stand wieder neben mir. In seinen glanzlosen Augen hingen Thränen. Ohne ein Wort zu sprechen, streckte er mir beide Hände entgegen, dabei zitterte er wie Laub im nahenden Sturm.

„Nun ist Alles vorbei!“ stöhnte er. „Auch er hat mich belogen!“

„Wer?“

„Der Arzt, den ich heute Morgen in Ihrem Zimmer traf.“

Ich schwieg, ich wußte keine Antwort zu finden.

„Ich habe nur Eine Lösung meines Elends!“ fuhr er fort.

„Und diese wäre?“

Er zog einen Revolver aus seiner Brusttasche.

Ich schauderte einen Augenblick. „Ach, Sie wollen sich erschießen?“ fragte ich mit eisigem Tone. „Sind Sie so wenig werth?“

Er sah mich erstaunt an. „Nicht ich, aber mein Leben.“

„Herr, Sie sind ein schlechter Philosoph; umgekehrt, Ihr Leben ist so viel werth als Sie werth sind.“

„Was ist das für ein philosophisches System?“

„Das gläubige Christenthum — Glaube, nicht Philosophie!“

Er lächelte verächtlich. „Lassen wir das,“ sprach er. — „Wollen Sie die Güte haben, diese Briefe nach meinem Tode an ihre Adresse zu befördern?“

„Die Briefe eines Feiglings!“ entgegnete ich mit harter Stimme.

„Herr, Sie sind tiefbeleidigend! rief er.

„Sagen Sie mir, ob meine Rede unwahr ist?“

Er schwieg.

„Sind Sie Katholik?“ fragte ich.

„Ja.“

„Gewesen. Und jetzt wohl ohne Glaube?“

„Nein, ganz ohne Glaube bin ich nicht. Ich habe viel weggeworfen, was mir nicht paßte, aber einen Gott gibt es für mich doch.“

„Das ist sehr fatal!“

„So? Und warum?“

„Weil Sie sich dann doch nicht erschießen können, ohne sich lächerlich oder verächtlich zu machen. Wenn Sie an Gott glauben, so müssen Sie auch zugestehen, daß Er der Herr Ihres Lebens ist, und daß Sie kein Recht haben, dasselbe nach den Eingebungen Ihrer Feigheit zu enden.“

„Lassen Sie das Wort Feigheit bei Seite!“ rief er ärgerlich.

„Und Sie die Feigheit,“ entgegnete ich ganz festen Tones.

„Gehen Sie mit mir, und geben Sie mir Ihren Revolver. In Ihrer Hand ist er, wie in der Hand eines Kindes.“

Er nahm meinen Arm. Wir gingen schweigend neben einander durch die herrlichen Anlagen und dann auf der Wassermauer den Wellen der Passer entlang. Sein Arm zitterte in dem meinen. „Mein armer Freund,“ sprach ich zu ihm, „Sie stehen

bei mir in Schuld und sind gewiß gerne bereit, mir entgegen gefällig zu sein?"

„Ganz gewiß," entgegnete er. „Ich weiß, ich bin eine Plage für Sie, und doch ertragen Sie mich mit Geduld."

„Nun gut, gehen Sie mit mir, wohin ich Sie führe."

Er nickte zustimmend.

Bald standen wir an der Schwelle der Kapuzinerkirche. Mein Freund zögerte; doch ich faßte ihn fest am Arm. „Vorwärts!" sprach ich.

Wir traten ein. Die Kirche war so arm und schmucklos, wie der Stall von Bethlehem. Und doch wehte eine eigene Luft in diesen Räumen, und von dem Flämmchen des ewigen Lichtes ging ein gar geheimnißvoller Glanz aus.

„Beten Sie," sprach ich strenge, „ehe Sie sich erschießen."

Er sah mich mit einem klagenden Blicke an. Ich hatte ihm tief in die wunde Seele gegriffen. „Gut!"

Ich kniete mich in eine Bank. Alles war stille. Der Perpendikel der Conventuhr tickte schwerfällig den Pulsschlag der Zeit. Plötzlich begannen die Mönche ihr Chorgebet. Der eintönige Psalmengesang drang wie eine Stimme aus dem Jenseits zu uns herüber. Ich beobachtete meinem Hypochonder mit scharfem Auge. Sein Antlitz wurde immer ernster, aber der Ernst verlor immer mehr seine Härte und ging in jene Weichheit über, die die schönste Schwester des Ernstes ist.

„Gehen wir!" sprach ich nach einer Viertelstunde.

„Nein, bleiben wir noch einige Augenblicke," flüsterte er, ohne mich anzusehen. — Ich war dessen wohl zufrieden. Der Chorgesang war längst zu Ende, die Sonne warf ihre letzten Lichter zitternd auf den schmucklosen Tabernakel, eine geheimnißvolle Dämmerung breitete sich über die heiligen Räume, als wir die Kirche verließen.

„Was thun diese Mönche?" fragte mich der Hypochonder.

„Sie benützen ihr Leben zu einer guten Vorbereitung auf den Tod!"

„Auf den Tod!" wiederholte er tonlos und verfiel in tiefes Sinnen, aus dem er sich erst aufraffte, als wir an der Thüre seiner Wohnung standen.

„Wollen Sie mich morgen besuchen?" fragte er in einem fast bittenden Tone.

„Und wie werde ich Sie finden, todt oder lebendig?"

„Lebend, so Gott will."

Er empfing mich am anderen Morgen mit einer gewissen Innigkeit. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Wollen Sie wohl die Liebe haben und mich begleiten?"

„Und wohin?"

„Zu den Kapuzinern," lautete die festgesprochene Antwort.

„Und was wollen Sie dort?

„Ich möchte mir dort sagen lassen, wie man dem Tode ruhig in's Antlitz schauen kann. Als Sie mich gestern in die Kirche führten, wußte ich anfangs in diesen mir gänzlich entwöhnten Räumen gar nichts mit mir anzufangen. Das Wort Feig-

ling drang mir immer wieder und wieder in die Ohren und dazu der unwiderstehliche Eindruck des Gesanges der Mönche, der erinnerungsreiche Reiz der Umgebung, waren mir doch einst Altar, Beichtstuhl und Communicantenbank vertraute Freunde gewesen — das Alles ließ in mir die ganze Philosophie, mit der ich mein Elend verkleistert hatte, zu armseligen Stücken zusammenbröckeln und es blieb von ihr nichts übrig, als die Brücke, welche Religion und Philosophie verbindet: „Es ist ein Gott!“

An der Klosterpforte drückte er meine Hand. „Auf Wiedersehen! Suchen Sie mich nirgends auf. Ist es Zeit, komme ich zu Ihnen. Und lassen Sie mich bei den Kapuzinern Philosophie treiben.“

„Religion lernen!“ verbesserte ich.

Nach acht Tagen erhielt ich einen Brief mit dem Poststempel Meran; er war von meinem Hypochonder. Er schrieb: „Theuerer Freund, haben Sie meinen Revolver wohl aufbewahrt? Ja? Dann behalten Sie ihn als Andenken an Einen, der Feigling war, und nicht mehr ist, der ungläubig war und nun glaubt, der am Leben verzweifelte, weil er es zu hoch schätzte, und es nun schätzt, ohne dessen Verlust zu fürchten. Meine Seele ist gesund und auch meine leibliche Gesundheit fühlt neue wachsende Kraft. Es ist doch merkwürdig, welche Weisheit in einem Kapuziner wohnen kann und noch mehr, welcher Friede u. s. w.

Ihr ewig dankbarer
fröhlicher Hypochonder.

24.

Die Folgen eines Liebeswerkes.

(Erinnerungen eines französischen Offiziers.)

Im Jahre 1806 hatte ich in einer Stadt Oberitaliens ein Kommando. Als ich eines Tages in die Hauptstraße der Stadt kam, fiel mir ein zahlreicher Zusammenlauf von Menschen auf, aus deren Mitte ein gellendes Kindesgeschrei kam. Ich trat näher. Beim Anblick meiner Achselschnüre öffnete sich die Gruppe, und ich erblickte einen Knaben von eilf bis zwölf Jahren, der mit zwei Männern rang, welche ihn fortzuschleppen bemüht waren, und von denen der Eine als Polizeisoldat gekleidet war.

Bei meinem Erscheinen wandten sich die Blicke, die Stimme und die Hände des Knaben gegen mich, und mein Herz öffnete sich augenblicklich und mit einem unbeschreiblichen Mitleiden dem rührenden Flehen, das mitten unter den reichlichsten Thränen aus den großen blauen Augen des kleinen Unglücklichen hervorleuchtete. Ich verlangte Auskunft über den Vorfall.

Der eine der beiden Männer, derjenige, dessen Hand den armen Sünder am unerbittlichsten am Kragen hielt, war ein reicher Zuckerbäcker, dessen Verkaufsladen einige Schritte von dort entfernt, die Naschhaftigkeit der kleinen Spaziergänger die

manchfaltigsten Versuchungen darbot. Er sagte mir, daß der Arrestant, den ich vor Augen hatte, ihm aus den Auslagkasten eine Schachtel mit chinesischen Zuckerbrödchen entwendet habe, daß er, nachdem er es vom Innern seines Magazins aus bemerkt habe, ihm nachgesetzt und ihn mit dem Gegenstand erwischt habe, wobei er mir zum Beweise dessen die verhängnißvolle Schachtel zeigte, endlich daß er ihn mit Beihilfe des auf seinen Ruf herbeigeeilten Polizeisoldaten in das Stadtgefängniß führe, damit er dort der Justiz zur Verfügung gestellt werde.

Ich winkte ihm dagegen, den Knaben in sein Magazin zurückzuführen, wohin ich ihm folgte. Meine erste Sorge war, daß ich den Polizeimann verabschiedete, und nachdem ich die Thüre hatte abschließen lassen, schritt ich zum Verhöre des Angeschuldigten.

Das arme Kind gab an, daß sein Vater, ein früherer Soldat, vor einem Jahre im Spitale gestorben sei, daß seine Mutter, von einer schweren Krankheit befallen, das Bett nicht verlassen könne und keine andere Pflege habe, als jene, die sie von seiner Zärtlichkeit empfange. Ich wollte eine Sittenpredigt anfangen über das, was der Diebstahl immer Strafbares an sich habe, doppelt schändlich aber sei es, wenn er, statt ein Bedürfniß zur Entschuldigung zu haben, nur die Befriedigung eines anderen Lasters, nämlich der Naschhaftigkeit sei.

Bei diesem Worte fuhr der Angeklagte, der mich bis dahin in der Stellung unterwürfiger Beschämung angehört hatte, mit einem Trotze

auf, der von seinem hübschen Gesichtchen den Stempel der Demüthigung sogleich verwischte.

„Mein Herr, ich habe nicht aus Naschhaftigkeit diese kleinen grünen Orangen genommen; ich hätte keine einzige davon gegessen! Meine Mutter ist sehr krank, und ich meinte, dieses Zuckerwerk hätte ihr recht viel Vergnügen gemacht."

„Warum," versetzte ich dann, auf den Herrn des Magazins deutend, „warum hast du dich dann nicht an den Herrn gewendet, der sich gewiß glücklich geschätzt hätte, deinen Wunsch zu befriedigen, wenn du ihm denselben auf eine artige Weise mitgetheilt hättest?"

„Sie haben Recht, aber ich habe mich nicht getraut," dann fügte er mit gefalteten Händen bei: „Ich bitte Sie um Verzeihung, aber ich habe gehandelt, ohne zu begreifen, was ich that; ich kenne jetzt die ganze Häßlichkeit meiner Handlung. Entehren Sie nicht das Kind eines braven Soldaten und entziehen Sie mich meiner Mutter nicht. Die Scham, welche ich empfinde, bestraft mich ohnehin genug, und diese Strafe wird mir lebenslang dauern."

„Kannst du mich zu deiner Mutter führen?" sagte ich zu ihm.

„Sehr gern, mein Herr! und gleich; aber Sie dürfen ihr nicht erzählen, was vorgefallen ist, sie würde darüber sterben."

Nachdem ich den Knaben hierüber beruhigt hatte, händigte ich ihm zu seinem großen Erstaunen die Schachtel Zuckerbrödchen ein, ich bezahlte sie dem Zuckerbäcker, und wir gingen fort.

In einigen Minuten waren wir an der Thüre

eines armen Hauses, das in der ärmsten Gasse der Stadt lag. Am Ende eines beim ersten Anblick etwas verdächtigen Ganges, dessen Dunkelheit nicht erlaubte, darin ohne Zaudern einen Fuß vor dem andern zu setzen, betraten wir eine Schneckenstiege, deren baufällige Stufen uns, nicht ohne Mühe von meiner Seite, in ein drittes Stockwerk führten. Der Knabe öffnete sachte eine Thüre und ich trat hinter ihm ein.

In einem Alkoven im Hintergrund dieses Schlupfwinkels lag auf einem elenden Bette ein Körper, dessen unbewegliche Formen Anfangs einen unheimlichen Eindruck auf mich machten. Doch der Leichnam schien sich zu beseelen, sein Haupt machte eine kleine Bewegung.

„Woher magst du doch kommen, mein Kind?" sagte eine matte, aber sanfte Stimme. „Es sind wenigstens drei Stunden, seit du mich verlassen hast. Das ist nicht recht . . ."

Das Kind antwortete nicht, sondern schlich zum Bette und küßte die Kranke auf die Stirne. „Ich werde dir das ein andermal erzählen, Mutter; hier hast du aber einiges Zuckerwerk! Siehe, kleine überzuckerte grüne Orangen, das wird dir wohl bekommen."

„Aber, lieber Kleiner," antwortete die Mutter ganz erstaunt, „wie hast du dieses Naschwerk bekommen?"

„Dieser Herr da hat es mir gekauft," sagte der Knabe, auf mich zeigend. Nun wurde die Kranke mich erst gewahr, indem sie ihren Kopf mehr in die Höhe hob.

„Ach, mein Herr, welchen Muth und welche

Liebe mußten Sie haben, um hieher zu kommen. Wie soll ich mir die Ehre Ihres Besuches erklären?"

„Ich konnte nicht vernehmen," sagte ich zu ihr, „daß eine Soldatenwittwe hier leidend und arm sei, ohne daß mein Herz und meine Pflicht mich zu ihr führen; ich erachtete es für mich als ein Glück, wenn es mir möglich ist, Ihnen zu Hilfe zu kommen."

Die Unglückliche eröffnete mir dann, daß ihr Ehemann, der bis kurz vor seinem Tode Unteroffizier in einem Regiment war, an einem bösartigen Fieber, das er sich in den Sümpfen von Mantua zugezogen hatte, im Stadtspitale gestorben sei. „Er war ein tüchtiger Soldat," sagte sie mir, „und sanft und gut, wie dieses liebe Kind, dem er kein anderes Vermögen als sein Herz hinterlassen hat; denn es ist ganz sein Ebenbild... Er war untröstlich darüber, daß er, aus so manchen rühmlichen Schlachten zurückgekehrt, nun in einem Civil-Spital an einem Fieberanfall sterben müsse; wenn's doch ein Feldspital gewesen wäre! So aber gab mir sein Tod keinen Anspruch auf eine Pension, und dieser Gedanke an das Elend, in welchem er uns zurückließ, hätte seine letzten Augenblicke sehr grausam gemacht, wenn sie nicht durch sein außerordentliches Vertrauen auf Gott versüßt worden wären. — Ich habe eben zu Gunsten des guten Gottes mein Testament gemacht, sagte er zu mir, indem er mir einige Augenblicke zuvor, als er seinen letzten Kuß auf das Crucifix heftete, noch die Hand drückte; ich schenke

euch alle Beide Ihm. Er wird mein Vermächtniß nicht ausschlagen!"

Am Schlusse dieser Worte erstickte ein Thränenstrom die Stimme der armen Mutter und es trat eine lange Pause zwischen ihr und mir ein. Das Kind ergriff die magere Hand seiner Mutter und bedeckte sie mit Liebkosungen. Sein Blick fiel dann auf ein kleines Crucifix, das im Alkoven über dem Haupte der Kranken zwischen zwei Grenadiers-Achselschnüren hing. Das war der ganze Nachlaß des Soldaten Ich verließ das ärmliche Zimmer nicht, ohne einige Tröstungen zurückzulassen; besonders ließ ich den angenehmen Gast, die Hoffnung, dort.

Die Erkundigungen, welche ich über Mutter und Sohn einholte, erregten meine Theilnahme für sie immer mehr und ich war so glücklich, ihnen auch die einiger reichen und mildthätigen Personen zuzuwenden. Der Ortspfarrer, der die traurigen Verhältnisse längst kannte, aber außer Stande war, ihnen abzuhelfen, ein würdiger und guter Greis, brachte nunmehr mit meiner Hilfe den Knaben bald unter. Ich verließ zwei Monate darnach die Stadt, wo das ärmliche Hauswesen sich bereits in einem verhältnißmäßigen Wohlstand befand, der mir keine Unruhe mehr über ihr Loos gestattete.

Fünfundzwanzig Jahre später führten mich Geschäfte in dieselbe Stadt. Eines Tages saß ich unter der zierlichen Halle eines Caféhauses, welches auf den Korso, den belebtesten Spaziergang in der Stadt, ging, als die fröhlichen Reihen eines Bataillons sehr reinlich uniformirter Knaben

bei mir vorbeimarschirten. Sie schienen mir zwischen 8—16 Jahren alt zu sein. Einige jedoch sahen vermöge ihres Wuchses und des Ansehens, welches sie sich vor ihren Kameraden gaben, etwas älter aus. Ich war in Gesellschaft eines angesehenen Mannes aus dieser Stadt. „Sie sehen da — sagte er zu mir — die kleine Colonie des Abbé D. vorbeiziehen," und auf mein Ersuchen mir Näheres über diese Colonie mitzutheilen, sprach er Folgendes: „Die Anstalt des Abbé D. hat zum Zwecke, solche Kinder aufzunehmen, die zwar einer vom Gesetze als Verbrechen erklärte That beschuldigt sind, aber anerkannter Maßen ohne Ueberlegung gehandelt haben. Es ist keine Strafanstalt. Der gute Abbé hat die Sache so eingerichtet, daß dem Kinde die dort zugebrachte Zeit zur Empfehlung dient und an seiner Vergangenheit kein Schandfleck oder widerliches Urtheil hängen bleibt. Es gehen vortreffliche Handwerker von verschiedenen Fächern daraus hervor. Alle betrachten sich, selbst wenn sie schon ausgetreten sind, doch noch als Brüder und sehen das Haus ihres Wohlthäters für den väterlichen Herd an."

„Diese schöne und rührende Schöpfung hat schon viel Segen in's Land gebracht. Der Abbé D. ist ein heiliger Mann, der, nachdem er in Deutschland die Erziehung eines Sohnes aus einem fürstlichen Hause geleitet und vollendet und ein kleines Vermögen gesammelt hatte, es ganz dem bewunderungswürdigen Werke gewidmet hat, von dem ich zu ihnen spreche. Sein Glaube hat das Wunder der Brodvermehrung erneuert, und

die paar Tausend Francs, mit welchen er sein Werk begonnen hat, und die nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge kaum ausgereicht hätten, ihm selbst einen mittelmäßigen Wohlstand zu sichern, haben sich durch die Wirksamkeit seiner Liebe so unendlich vermehrt, daß er eine Anstalt kaufte, baute und ganz einrichtete, die im Durchschnitt nicht weniger als 60—80 Kostgänger zählt."

Hierauf gingen wir auf einem gut erhaltenen und von großen Ulmen beschatteten Wege der Kolonie des guten Abbé zu, die eine Viertelstunde von den Stadtmauern liegt. Wir traten in einen von Hühnern, Gänsen und Enten bevölkerten Hofraum, auf dem eine Anzahl junger Arbeiter hin und her ging, deren jeder eine nützliche Beschäftigung trieb. Auf einer Seite waren Stallungen, auf der anderen Gebäude, aus welchen das Raspeln der Feilen und das taktmäßige Lärmen der auf Ambose schlagenden Hämmer kam. Alles um mich herum war Leben, Beseelung und Ordnung. Hinter den Stallungen dehnte sich ein weiter mit Maulbeerbäumen bepflanzter eingeschlossener Raum aus, an dessen Ende sich ein zur Seidenwürmerzucht dienendes Gebäude erhob.

In diesen Raum gingen wir, von einem Zöglinge geleitet, um den Abbé zu suchen. Er plauderte mit zwei Knaben, die beschäftigt waren, ein Gemüsebeet zu jäten. Sobald er uns erblickte, kam er auf uns zu. Er war ein noch junger Mann von kleiner Statur, aber von einem sehr hübschen und ebenso durch die Männlichkeit als durch die Sanftmuth des Ausdrucks auffallenden Aeußern. Er empfing uns mit einer ganz natür-

lichen Freundlichkeit und ließ uns Alles besichtigen. Es schien, als liege in der Erscheinung und dem Worte des würdigen Priesters eine geheime Kraft, deren Einwirkung mein Herz durchdrang.

Die Nacht brach an, ich wollte von dem Abbé Abschied nehmen, und ich hatte ihm eben über die Gefühle, die ich von diesem Besuche mitnahm, meine Anerkennung ausgesprochen, als er beim Austausche des letzten Händedruckes zu mir sagte: „Darf ich Sie fragen, mein Herr, ob Sie zum erstenmale in unserer Stadt sind?“ Das zweitemal, Herr Abbé,“ antwortete ich. „Mein erster Aufenthalt war vor 25 Jahren. Im Jahre 1806 kommandirte ich die Truppe, welche da in Garnison lag.“

„Im Jahre 1806!“ rief der Abbé aus, und seine wie von einer plötzlichen Offenbarung erleuchteten Züge zeigten eine so lebhafte Rührung an, daß er mir einer Ohnmacht nahe schien. „O Wunder der Güte Gottes!“ fuhr er fort, „Wunder der Güte Gottes, die Sie wie zu Ihrer Belohnung hierher geführt hat. Dieses Werk, das Sie soeben besichtigt haben und wegen dessen Sie die Vorsehung segnet, dieses ist Ihr Werk, mein Herr! Sie haben es vor 25 Jahren gegründet, an dem Tage, wo Sie den kleinen Dieb von Zuckerbrödchen der Schmach einer gerichtlichen Verurtheilung entrissen haben. Dieser ist in Folge Ihrer Nächstenliebe auch ein Werkzeug der Barmherzigkeit geworden, während das menschliche Gesetz, wenn es ihn auch noch so leicht bestraft hätte, vielleicht einen Feind der Gesellschaft oder wenig-

stens einen Gebrandmarkten und Untauglichen aus ihm gemacht haben würde."

„Wie, Herr Abbé," rief ich aus, „wäre es möglich!"

„Ja, mein Herr," fiel er mir in die Rede, indem er mich ehrfurchtsvoll bei der Hand nahm und sie zu seine Lippen führte, ich selbst aber ihn n meine Arme schloß; „ja, mein Herr, derjenige, den Sie heute für würdig halten, an dieses Ehrenzeichen zu drücken, das Ihre Brust schmückt, eben das war jener kleine Knabe, den Ihr Mitleid aus den Händen der Polizei rettete, als er eben eine Schachtel Zuckerwerk entwendet hatte, ohne sich seiner bösen Handlung recht bewußt zu sein."

„Seit jenem verhängnißvollen Augenblick ist mein ganzes Leben nur Einem Gedanken geweiht gewesen, nämlich Anderen wieder zu erweisen, was Sie mir erwiesen hatten. Ihr gutes Werk ist die Silbermine gewesen, die Sie mir bei Ihrer Abreise hinterlassen haben. Ich habe sie nach Kräften ausgebeutet, und meine Freude ist heute groß, daß ich Ihnen darüber gute Rechenschaft ablegen kann."

Ich brachte noch acht Tage in dieser Stadt zu und besuchte den Abbé so oft, als es mir möglich war. Seine Liebe war ein Feuerherd, an welchem mein Herz ganz entbrannte.

Ich schied endlich von ihm, Gott preisend, der aus dem meiner Hand entfallenen Senfkorn einen Baum hatte wachsen und mich hatte sehen lassen, wie die Vögel der Luft in seinem Schatten ruhten.

25.

Die unfreiwilligen Luftschiffer.

(Eine wahre amerikanische Geschichte.)

Es war nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71. Die Ballonfahrten der cernirten Pariser hatten überall das Interesse an der Luftschifffahrt neu belebt und man machte allenthalben Versuche, diese Kunst weiter auszubilden und, besonders in Betreff der Lenkbarkeit des Ballons, zu vervollkommnen. Wie in Deutschland und Frankreich betrieb man auch in der neuen Welt die Luftfahrten mit Passion.

An einem schönen Abend im Anfang des Herbstes ließ sich ein Luftschiffer nach einer günstigen Reise auf einer Farm nieder, die in der Nähe einer größeren Marktstadt in einem der westlichen Staaten gelegen war. Er ward bald von einer neugierigen Gruppe aus der Familie des Farmers und seiner Arbeiter umgeben, welche allerlei Fragen über die Reise und die Lenkung des Ballons an ihn richteten. Der Ballon, durch einen Anker und ein Seil in der Hand des Luftschiffers gehalten, bewegte sich langsam in der Abendluft hin und her, während die Gondel nur einen oder zwei Fuß vom Boden entfernt hing. Er war vom Gas ziemlich entleert und ein schläfriges, unschuldiges Ungeheuer in den Augen des

Farmers, der ihn mit Zustimmung des Eigenthümers nach seinem Hause zog, wo er ihn, wie er sagte, am Zaun anhängen konnte. Aber ehe er ihn festgebunden hatte, baten ihn seine drei Kinder im Alter von 10, 8 und 3 Jahren, sie in den großen Korb zu heben, weil sie sich auf die schönen rothen Kissen setzen wollten. Der kleine Johnny erwies sich aber ein wenig zu schwer für das Luftkameel, so daß es auf den Boden niedersank. Unglücklicher Weise aber wurde nicht das kleinste Kind, sondern der ältere Sprosse der Familie herausgehoben. Jetzt war aber die Erleichterung für den Ballon zu groß und im nächsten Augenblicke riß er das Seil dem Farmer aus der Hand und stieg in die Luft. Der Anker des Luftschiffes half nicht. Er griff einen Augenblick in einen Zaun ein, wurde aber sogleich wieder losgerissen und hing nutzlos an dem Ballon, der so schnell und stetig emporstieg, daß nach wenigen Minuten die zwei kleinen weißen Gesichter, welche über den Rand der Gondel blickten, nicht mehr zu unterscheiden und ihre kläglichen Rufe „Papa", „Mama" nicht mehr vernehmbar waren.

Als die Entfernung und der aufsteigende Nebel die Stimmen und Gesichter verschlungen hatte und nichts mehr sichtbar war als die dunkle Gestalt des Ballons, der gleich einem Lufträuber mit seiner kostbaren Beute davonsegelte, sank der arme Vater hilf- und sprachlos nieder, während die Mutter, halb wahnsinnig von Schmerz, noch immer die sehnenden Arme nach dem Himmel ausstreckte und die Namen ihrer Kinder rief.

Der Luftschiffer suchte die unglücklichen Eltern

mit der Versicherung zu trösten, daß der Ballon innerhalb dreißig Meilen (etwa 6 bis 7 deutsche Meilen) von der Stadt niederfallen werde und daß mit den Kindern alles gut gehen könne, vorausgesetzt, daß er beim Niedergehen nicht auf Wasser oder dichten Wald stoße. Im Falle, daß der Ort ein günstiger sei, habe man nur eine Gefahr zu befürchten, daß nämlich das ältere Kind aus der Gondel steigen und das jüngere zurücklassen möchte; dann würde der Ballon sich wieder erheben und seine Fahrt fortsetzen.

„O nein" — erwiderte die Mutter — „Helly würde niemals die Gondel verlassen ohne Johnny in ihren Armen."

Der Ballon schwebte in gerader Richtung über die Marktstadt hin, und als die Kinder viele Leute in den Straßen sahen, streckten sie ihre Arme aus und riefen laut um Hilfe; aber die Städter, obgleich sie die kleinen Köpfe undeutlich wahrnahmen, hörten keinen Ruf. Als die Dämmerung ganz dem Dunkel gewichen und der Vollmond aufgegangen war, begann den Kleinen zu frieren. Da nahm Helly ihre Schürze und schlang sie um das Kind, indem sie zärtlich sagte: „Das ist Alles, was deine Schwester hat, um dich warm zu halten, armer Johnny, aber sie will dich in ihre Arme nehmen und wir wollen beten und du sollst dann schlafen."

„Wie kann ich beten, ehe ich mein Nachtessen habe?" schluchzte der kleine Johnny.

„Helly hat kein Abendessen für dich oder für sich, aber wir müssen um so besser beten," sagte Helly feierlich.

So hoben die beiden guten Kinder ihre gefalteten Händchen empor und beteten das kleine hübsche Gebet:

„Ich will heute schlafen geh'n,
Vierzehn Englein um mich steh'n" u. s. w.

„Der liebe Gott kann das recht gut hören, denn wir sind ja eben ganz nahe bei ihm," sagte der unschuldige Johnny. Unstreitig neigte sich die göttliche Liebe zu den Kleinen herab und hüllte sie in vollkommenen Frieden, denn bald darauf schlief das jüngere Kind, auf dem Boden der Gondel sitzend und den Kopf in den Schooß seiner Schwester gelegt, so gesund, als schliefe es zu Hause in seinem Bettchen, während das ältere die langen, langen Stunden durchwachte, indeß der Ballon in der stillen Nachtluft langsam dahinschwebte, bis er im frischen Morgenwind zu schaukeln und zu wiegen begann.

Wer vermag die Gedanken und Gefühle des armen Mädchens zu ahnen, während es so die Nacht durchwachte? Vielleicht fürchtete es mit einem Sterne zusammenzustoßen, oder noch schlimmer, so Tag und Nacht lang fortzutreiben, bis sie beide vor Hunger und Kälte sterben mußten. Arme Kinder in den Wolken!

Endlich leitete ein glücklicher Zufall oder vielmehr die göttliche Vorsehung die wandernde Hand des Mädchens zu einer Schnur, welche mit der Klappe des Ballons in Verbindung stand. Ein gewisses Gefühl sagte ihm, es solle daran ziehen.

Es that es und die Klappe öffnete sich zum Theil, und siehe, langsam und sanft, als ob es von vorsichtigen Händen niedergelassen würde, oder als ob ihn irgend ein himmlischer Steuermann durch die milden Luftströmungen lenkte, ihn weder in den See, noch in den hohen Wald, noch in den unergründlichen Sumpf fallen lassend, sank der Ballon zur Erde nieder.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber das Zwielicht war da, als das Mädchen, über den Rand der Gondel blickend, die alte liebe Erde näher kommen, zu ihnen aufsteigen sah, wie es hernach sagte. Aber als die Gondel festsaß, war es zu ihrer großen Enttäuschung nicht auf dem Boden, sondern in den oberen Aesten eines Baumes. Doch zu ihrem Troste gewahrten sie, daß sie sich in der Nähe eines Hauses befanden und bald Hilfe kommen könnte. Deßhalb weckte sie ihr kleines Brüderchen und theilte ihm die gute Neuigkeit mit. Beide wachten denn und warteten auf ihre Befreiung, einander vor Freude und um sich zu erwärmen umarmend, denn es fror sie bitter.

Farmer Burton, der in einem einsamen Hause inmitten seiner Aecker und Wiesen lebte, war in der Regel ein gewaltiger Schläfer, aber heute erwachte er vor Tagesanbruch, und obschon er sich bald auf diese, bald auf jene Seite wälzte, konnte er doch nicht mehr einschlafen. So sagte er endlich zu seiner Frau, die er aufgeweckt hatte, um sie von seiner unerklärlichen Schlaflosigkeit zu unterrichten: „Es nützt Nichts, ich will aufstehen und mich einmal in Hof und Stall umschauen."

Das Nächste, was die gute Frau von ihrem schlaflosen Gatten vernahm, war ein Schreckensruf, welcher sie an die Hausthüre rief. — Als der Farmer aus dem Hause getreten, war sein Blick sogleich auf eine sonderbare ungeheuerliche Gestalt gefallen, welche in einer Entfernung von zwanzig Schritten in einem Birnbaum hing.

In seinem Schrecken und seiner Verwirrung rief er sein Weib zu Hilfe und mit ihr näherte er sich vorsichtig dem Baume. Sein Staunen wuchs noch mehr, als jetzt von dem unförmigen Dinge ein klagendes Stimmchen niederklang: „O seid so gut und hebt uns herunter, es friert uns so sehr!“

Und eine zweite noch feinere Kinderstimme fügte bei: „Und hungrig sind wir auch. Seid so gut und hebt uns herunter!“

Der Farmer, den allmählig ein Licht aufging über die Lage, erfaßte ein vom Ballon herabhängendes Seil, und nach einigen Bemühungen gelang es ihm, den Kinderräuber herunterzuziehen. Er hob zuerst den kleinen Johnny heraus, welcher schnell einige Schritte nach dem Hause zulief, dann sich umdrehte und den Ballon neugierig betrachtete. Die treue Schwester war so erschöpft und vom Frost erstarrt, daß sie in das Haus getragen werden mußte, wo sie zitternd und schluchzend ihre wunderbare Geschichte erzählte.

Vor allem wurden die armen Luftreisenden durchwärmt und mit Speis' und Trank erquickt, dann wurde ein reitender Bote nach dem Harwood-House mit der freudigen Nachricht gesendet. Er traf Nachmittags daselbst ein und einige Stun-

den später kamen auch die Farmer in einem mit vier Pferden bespannten, bedeckten Wagen von Fahnen und Musik begleitet; in der benachbarten Marktstadt ertönte Freudengeläute und Volksjubel und draußen in dem Farmhause pries und dankte eine glückliche Familie Gott dem Herrn und seinen heiligen Engeln.

26.

Heldenthat eines Knaben.

Ein armer Taglöhner, Steineke mit Namen, hatte keine Frau mehr, aber sechs kleine Kinder, die er bis jetzt mit genauer Noth ernährt hatte. Nun kam ein sehr theueres Jahr, wo das Brodkorn im Preise um die Hälfte stieg. Steineke strengte alle seine Kräfte an und arbeitete bis tief in die Nacht hinein, allein er konnte nicht soviel verdienen, um seine hungernden Kinder mit dem gröbsten Brode zu sättigen. Darüber wäre ihm vor Kummer fast das Herz zersprungen.

Eines Tages rief er seine sechs Kinder zusammen und sagte zu ihnen: „Liebe Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit meiner Arbeit nicht mehr soviel erschwingen kann, um euch zu sättigen. Wir müssen uns für die Zukunft begnügen, nur soviel zu genießen, daß wir nicht verhungern. Wir wollen redlich mit einander theilen.“ Weiter konnte der arme Mann nicht reden, denn Thränen erstickten seine Stimme. Als die Kinder den Vater weinen sahen, fingen

auch sie an, bitterlich zu weinen. Nun zerschnitt Steineke das Brod, das er vor sich liegen hatte, in sieben gleich große — oder vielmehr gleich kleine Stücklein; eines behielt er für sich, die anderen vertheilte er unter die Kindern. Der älteste Sohn, Joseph, wollte seinen Theil nicht annehmen. „Ich mag nichts essen, Vater," sagte er, „ich fühle mich krank. Iß du mein Brod, oder vertheile es unter die Geschwister." Steineke umarmte seinen Sohn und fragte: „Armes Kind, wo fehlt dir's denn?"

„Ich bin krank," antwortete Joseph, „sehr krank, ich will mich zu Bette legen, dann wird's wohl besser werden."

Der Vater brachte ihn zu Bett. Am andern Morgen ging er zu einem Arzt, dessen Uneigennützigkeit bekannt war, und bat denselben, ob er nicht seinen kranken Sohn aus Barmherzigkeit besuchen wolle. Der Arzt kam, fühlte Joseph nach dem Pulse, konnte aber keine Krankheit entdecken; jedoch bemerkte er eine große Schwäche an dem Knaben und sagte: er wolle ihm etwas zur Stärkung verschreiben.

„Ach nein, verschreiben Sie mir nichts, ich würde es doch nicht nehmen."

„Du würdest es nicht nehmen? Warum denn nicht?"

„Fragen Sie mich nicht darnach, Herr Doktor, ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Was hindert dich denn, mir das zu sagen? Du scheinst ein kleiner Eigensinn zu sein."

„O gewiß nicht, lieber Herr Doktor, es ist

kein Eigensinn von mir; ich kann es wirklich nicht sagen."

„Wenn du mir es nicht sagen willst, so will ich mich an deinen Vater wenden, der wird mir schon Aufschluß geben."

„Um Gotteswillen, sagen Sie meinem Vater doch keine Silbe."

„Kind, bei deinem sonderbaren Benehmen kann ich nicht anders; ich muß mit deinem Vater Rücksprache nehmen."

„Ach nein, ich bitte Sie flehentlich, thun Sie das nicht; ich will Ihnen lieber Alles gestehen, wenn nur meine Geschwister hinausgehen wollen."

Der Arzt forderte die Kleinen auf, sich zu entfernen. Darauf fuhr Joseph fort:

„Herr Doktor, mein Vater quält sich Tag und Nacht und doch verdient er nicht mehr, als daß er nur ein wenig grobes Brod kaufen kann. Dieses Brod theilt er in sieben Stückchen, sechs gibt er uns und das siebente, das kleinste behält er für sich selbst. Meine Geschwister werden nicht satt davon, und mein Vater noch weniger. Das kann ich nicht länger mehr ansehen, mein Herz blutet, wenn mein guter Vater unseretwegen Hunger leiden soll. Um ihm nun mein Stückchen Brod noch zuzuwenden, habe ich mich krank gestellt. Wollten Sie nun meinem Vater etwas davon sagen, würde ich meinen Zweck nicht erreichen; denn dann würde er nichts davon essen."

„Aber, lieber Joseph, hungert dich denn nicht?"

„O gewiß, mich hungert sehr; aber das will ich gern ertragen, wenn die Anderen nur nicht hungern müssen."

„Das ist von dir recht brav gedacht, aber wenn du keine Nahrung zu dir nimmst, so wirst du vor Schwäche sterben müssen.“

„Das weiß und fühle ich wohl; aber ich will gern sterben. Alsdann ist der Vater doch wenigstens Einen vom Brode los, und wenn ich dort oben in den Himmel komme, so werde ich nicht aufhören, den lieben Gott zu bitten, daß er meinem Vater und meinen Geschwistern satt zu essen gibt, und will er mich nicht erhören, so nehme ich noch meine verstorbene Mutter und die liebe Mutter Gottes und die heiligen Engelein zu Hilfe.“

Der Arzt konnte seine Bewunderung und seine Rührung nicht länger verbergen; mit Thränen im Auge drückte er den edelmüthigen Knaben in seine Arme und sprach:

„Nein, Joseph, du sollst nicht sterben. Sieh, der liebe Gott schickt mich, daß ich euch aus eurer Noth erlösen soll. Warte nur, es soll euch bald geholfen sein.“

Mit diesen Worten entfernte sich der gute Doktor, kam aber nach kurzer Zeit mit seiner Magd zurück, die einen ganzen Korb voll Lebensmitteln trug.

O welche Freude herrschte nun unter den halbverhungerten Kindern! Fortan schickte der mitleidige Arzt täglich Speisen, und andere Leute, denen er den Vorfall mit Joseph erzählt hatte, folgten seinem Beispiele. Einige schickten Geld, Andere Eßwaaren, wieder Andere Kleidungsstücke, so daß Steineke mit seinen Kindern des Lebens wieder froh werden konnten.

Die Heldenthat des Knaben wurde durch Gottes Fügung die Rettung der Familie.

27.

Der Brand von Moskau.

Moskau! Moskau! riefen die Soldaten der französischen Armee wie aus einem Munde, als sie am 12. Sept. 1812 endlich nach unerhörten Anstrengungen und Mühsalen auf dem Gipfel einer Anhöhe angelangt waren, und plötzlich unter sich eine ungeheuere Stadt erblickten. Es war Moskau, schimmernd in tausend Farben, überragt von einer Menge vergoldeter strahlender Kuppeln: — eine Landschaft von Gehölzen, Seen, Hütten, Palästen, Kirchen, Thürmen, eine zugleich gothische und byzantinische Stadt, die Alles verwirklicht zeigte, was die morgenländischen Märchen von den Wundern Asiens erzählen. Moskau lag da vor ihnen ausgebreitet.

Und während mit Thürmen flankirte Klöster den Gürtel dieser Stadt bildeten, erhob sich im Centrum auf einer Anhöhe eine starke Citadelle oder vielmehr eine große Festung von einer Stunde im Umfang mit Wällen und Thürmen und Mauergebirgen, oder eine Art Capitol, wo sich zugleich die Tempel Gottes und die Paläste der Kaiser und die Gefängnisse der Verbrecher zeigten, wo über krenelirten Mauern majestätische Kuppeln emporstiegen, die das Zeichen trugen, welches die ganze Geschichte Rußlands und dessen ganzen Ehrgeiz ausdrückt, nämlich das Kreuz über den

umgekehrten Halbmond. Diese Citadelle war der Kremel, das Nationalheiligthum Rußlands, der alte Wohnsitz der Zaaren.

Als Napoleon Moskau erblickte, konnte er sich einer tiefen Bewegung nicht erwehren. Auf diesem Gipfel seiner Größe angelangt, empfand er eine Art Rausch, und im frevelnden Uebermuthe überließ er Gott den Himmel und erklärte sich selbst als den Herrn der Erde.

Der Kaiser erwartete nun, daß die Behörden der Stadt kommen und, um Gnade bittend, sich zu seinen Füßen werfen würden. Niemand erschien. Er wartete den ganzen Nachmittag auf die Ueberreichung der Schlüssel Moskaus. — Vergebens. Sein Vortrab drang in die Stadt ein — und fand sie verödet. Nur Verbrecher, gleich Hyänen störten die Grabesruhe darin. Der große Eroberer ward verstimmt. Hatte er eine Ahnung von dem Umschwung seines Glückes?

Er wagte es nicht, in der Nacht in die gewaltige, unbekannte, schweigende Stadt einzuziehen, die kaum von einem unversöhnlichen Feinde geräumt war und manchen Hinterhalt in ihrem Schooße bergen konnte. Die Armee bivouakirte diese Nacht.

Am folgenden Morgen, es war am 13. September des Jahres 1812, hielt Napoleon endlich seinen Einzug an der Spitze seiner unüberwindlichen Legionen. Aber diese hatten zum Erstenmale beim Einrücken in eine Hauptstadt nur sich selbst zu Zeugen ihres Triumphes. Das machte einen düsteren Eindruck auf sie. Im Kremel angekommen, stieg Napoleon sofort auf den hohen

Thurm des großen Iwan und betrachtete von da aus seine herrliche Eroberung.

Langsam, vielfach gekrümmt — so floß die Moskwa durch Moskau. Schwarze Vögel, Raben und Krähen, umflatterten kreischend zu Tausenden die Dächer der Paläste und Kirchen und gaben der Stadt ein sonderbares Ansehen, das von dem Glanze ihrer Farben gar grell abstach. Ein nur durch die Bewegung der Reiterei unterbrochenes Schweigen war an die Stelle des Lebens dieser Stadt getreten, die noch vor zwei Tagen eine der belebtesten Städte der Welt gewesen und dreimalhunderttausend Einwohner gezählt hatte. Trotz der unheimlichen Oede schätzte es Napoleon noch für ein Glück, diese Stadt in seiner Gewalt zu haben.

Die Häuser strotzten von Lebensmitteln aller Art; die Soldaten gedachten sich gütlich zu thun. Die Paläste waren angefüllt mit allen möglichen Dingen der verfeinertsten Ueppigkeit; die Officiere hofften, es sich bequem zu machen.

Plötzlich stiegen über dem mächtigen Spiritus- und Branntwein-Magazin der Regierung Flammensäulen empor. Man dämpfte den Brand und schrieb ihn der Unvorsichtigkeit der Soldaten zu. Doch fast in demselben Augenblicke stand auch der Bazar in Flammen, wo sich die reichsten Magazine der Moskauer Kaufmannschaft befanden. Das Gebäude mit seinen ungeheueren Schätzen sank in Asche. Auch jetzt ahnten die Franzosen noch nichts Arges.

Es kam die erste Nacht, welche die Sieger in Moskau zubrachten. Ein heftiger Wind erhob

sich in dieser Nacht vom 15. auf den 16. September. Brandraketen zischten durch die Luft, bald loderten Flammen auf über jenen Straßen und Quartieren, in denen Holzhäuser standen, von welchen das Feuer in langen Flammenzungen blitzschnell fortschoß wie fraßgierige feuerige Schlangenungethüme. In manchen Häusern platzten Granaten, die in Oefen gelegt waren, und verwundeten die einquartierten Soldaten. Man sah Männer mit scheußlichen Verbrechergesichtern durch die Straßen laufen und das Feuer weiter verbreiten mittelst Fackeln und langer Stangen, an deren Spitze Zündstoffe befestigt waren. Man nahm sie fest und sie gestanden unter der Androhung des Todes das entsetzliche Geheimniß, den vom Gouverneur Grafen Rostopschin ertheilten Befehl, Moskau zu verbrennen.

Als die russische Armee die Stadt räumte, um sie nicht der Beschießung der Feinde auszusetzen, da faßte Rostopschin in seinem unnennbaren Franzosenhasse den gräßlichen Entschluß, dem Feinde nur einen Trümmerhaufen zu überliefern, worin nichts mehr zum Leben Nöthiges sich vorfinden sollte. Einen solchen Plan aber Jemanden mitzutheilen, hieß ihn unmöglich machen. Nie hätte ihn der Kaiser Alexander gebilligt, kein General hätte ihn je zu verantworten gewagt, und die Einwohner würden sich wahrscheinlich dagegen empört haben. Darum verheimlichte Rostopschin den finsteren Anschlag sorgfältig. Aber unter dem Vorwande, eine gegen die französische Armee gerichtete Höllenmaschine herzustellen, hatte er in einem seiner Gärten eine Menge Brennstoffe auf-

gehäuft, ohne daß Jemand deren Bestimmung ahnen konnte.

Als die Zeit zur Räumung der Stadt gekommen war, befahl er allen Einwohnern, Moskau zu verlassen und mitzunehmen, was sie fortbringen könnten, indem er zugleich die Säumigen mit der schärfsten Züchtigung bedrohte. Alles floh, was fliehen konnte. Nun in der letzten Stunde ließ er alle Feuerspritzen abführen und wählte seine Vertrauten zur Vollstreckung seines geheimen Planes. Und er wählte dazu die in den Gefängnissen eingesperrten Räuber und Mörder, denen er zum Lohn die Kerkerthüre öffnen ließ und einige Polizeisoldaten als Leiter beigesellte.

Diese Nachricht erfüllte die ganze französische Armee mit Bestürzung. Die Herren von Moskau sein und doch vor seinen Thoren ohne Lebensmitteln bivouakiren müssen, war ein zu niederschlagender Gedanke! Alle Mordbrenner, deren man habhaft werden konnte, wurden sofort erschossen, niedergehauen, aufgehängt. — Die Soldaten wollten löschen, aber es gab keine Feuerspritzen. Der Wind ward immer heftiger, das Flammenmeer immer mächtiger, grausiger. Die Armee mußte die Stadt verlassen, sollte sie nicht ersticken und verbrennen.

In dieser Nacht, während die Soldaten noch versuchten, dem Feuer Einhalt zu thun, schlief Napoleon im Kremel. Man hatte anfänglich nicht gewagt, ihn zu wecken; da erwachte er bei dem großen Feuerschein. Sein erstes Gefühl war das des Zornes; er wollte dem entfesselten Elemente gebieten. Aber bald faßte er sich und beugte sich

vor der Unmöglichkeit. Jetzt ergriff ihn eine mächtige Aufregung, seine Seele schien von den Flammen, die ihn umloderten, verzehrt zu werden. Er erhebt sich vom Sessel, geht einige Schritte, setzt sich wieder ungestüm nieder, durcheilt abermals seine Gemächer in fieberhafter Unruhe, mit heftigen Geberden, beginnt eine Arbeit, wirft sie weg, stürzt neuerdings an's Fenster, um das Fortschreiten des Brandes zu beobachten. Abgebrochene, stürmische Ausrufe entringen sich seiner gepreßten Brust: „Welch' entsetzliches Schauspiel! — Was für Menschen!"

Zwischen dem Kaiser und der Feuersbrunst lag ein weiter öder Platz, dann war die Moskwa mit ihren beiden Quais, und dennoch sind die Scheiben des Fensters, an welches der Kaiser gelehnt ist, schon glühend heiß, und die Soldaten auf den Metalldächern des Palastes vermögen trotz unabläßiger Arbeit nicht mehr die Feuerflocken wegzukehren, die dort niederfliegen.

Da verbreitet sich das Gerücht, der Kremel sei unterminirt: das bestätigen ergriffene Russen und aufgefundene Papiere. Ueberdies standen mehr als hundert Munitionswagen in den Höfen des Kremel und das Zeughaus enthielt einige hunderttausend Pfund Pulver. Napoleon konnte mit der ganzen Garde und der alten Zaarenburg in die Luft gesprengt werden.

Der Kaiser antwortet nur mit einem ungläubigen bitteren Lächeln auf die ihm gemachten Meldungen. Noch immer durchschreitet er seine Gemächer, bleibt alle Augenblicke an einem Fenster stehen und sieht das schreckliche unbesiegbare Ele-

ment seine glänzende Eroberung mit Wuth fortsetzen, aller Brücken sich bemächtigen, alle Zugänge des Kremel absperren, ihn, den Kaiser, gleichsam belagert halten. Von Minute zu Minute erobert die Feuersbrunst eines der zwischen ihr und dem Kaiser stehenden Gebäude, und enger, immer enger zieht sie ihren Flammengürtel um den Kremel.

Jetzt, so erzählt ein Augenzeuge, athmeten wir nur mehr Rauch und Asche: der Aequinoktialwind, gleichsam ein Bundesgenosse der Russen, nahm fort und fort zu; die Nacht lieferte ihre Schlagschatten zu der gräßlichen Illumination.

Nun drangen der König von Neapel, der Prinz Eugen und der Fürst von Neuenburg bis zum Kaiser vor, baten ihn, beschworen ihn auf den Knieen und wollten ihn fast mit Gewalt fortreißen von dem Orte der Verwüstung und des drohenden Unterganges. — Vergebens! Napoleon wollte keine Macht über ihm anerkennen; einmal Herr der Zaarenburg, verrannte er sich in die Idee, diese Eroberung keiner Macht abzutreten, selbst auch nicht den tobenden Flammen. Da erschallt plötzlich das Geschrei: „Feuer im Kremel!“ Der Schreckensruf fliegt von Mund zu Mund und reißt die Umgebung des Kaisers aus ihrer Erstarrung.

Napoleon verläßt seine Gemächer, um die Gefahr in Augenschein zu nehmen. Zweimal schon ist in dem Gebäude, in welchem er sich befindet, das Feuer gelegt und gelöscht worden; aber der Thurm des Arsenals brennt noch. Soeben war dort ein russischer Polizeisoldat festgenommen worden. Vor Napoleon geführt und befragt, gesteht

er die Brandlegung und bekennt, daß Alles dem Verderben gewidmet sei — selbst der Kremel. Da macht der Kaiser eine Geberde der Verachtung und des Unwillens. Der Russe wird in den nächsten Hof gestoßen, wo ihn die wüthenden Grenadiere mit Bajonnetstichen tödten.

Doch Napoleon ist unschlüßig geworden und sendet Offiziere in die anstoßenden Quartiere, um die Sachlage zu untersuchen. Sie kehren zurück mit der Meldung, daß die Hitze in den Straßen kaum noch gestatte zu gehen und zu athmen.

Nun erst verläßt Napoleon, düsterer Sorgen voll, den Kremel und das brennende, krachende Moskau, vor dem die siegreiche Armee mit unsäglichem Grauen zurückwich. —

Bis zum 18. September loderte die Feuersbrunst. Vier Fünftheile der umfangreichen Stadt waren ein ungeheuerer Trümmerhaufen, in dem nur hie und da noch einige geschwärzte Mauern und hohe Kamine aufrecht standen, die wie Gespenster über die Leiche Moskaus ragten. Der Kremel war gerettet und blieb Zeuge einer der größten Wendungen in der Weltgeschichte. — Das brennende Moskau war der Scheiterhaufen des Glückes, des Ruhmes und des Siegesbewußtseins eines Eroberers, unter dessen Füßen, wie der Dichter singt, die Erde gewankt hatte.

Die Langmuth und Geduld des Königs der Könige war erschöpft, die Rächerhand des Allmächtigen hatte den übermüthigen Erdenwurm erfaßt, um ihn nach kurzer Frist in den Staub zu schleudern.

Alsbald begann der wirre Rückzug der französischen Armee, ein Rückzug, wie die Weltgeschichte keinen jammervolleren zu erzählen weiß.

Noch während zweier Jahre bot der sinkende Gewalthaber alle Kraft auf, um sich der strafenden Hand des Allmächtigen zu entwinden. — Vergeblich! — Am 13. Okt. 1814 wurde der entthronte Kaiser auf der einsamen Insel St. Helena im atlantischen Ocean gelandet, welche ihm von seinen Besiegern als Verbannungsort angewiesen war. Der Rest seines Lebens bietet fast nur noch eine Krankengeschichte, welche nach schwerem Leiden am 5. Mai 1821 mit seinem Tode endete. Er starb am Magenkrebs.

O Erdenwurm, du blähst dich auf
In frevlem Uebermuth!
Bedenke doch, in wessen Hand
Dein Sein und Leben ruht!
Ein Wink von Ihm, ein Zornesblick —
Du sinkest in den Staub zurück. —

Dr. F. X. Himmelstein

Jugendschriften.

Jedes Bändchen ist mit elegantem Umschlag versehen und einzeln käuflich.

Preis gebunden à 1 Mark.

Inhalt der einzelnen Bändchen:

1.—6. Bdch. Schauspiele zur belehrenden Unterhaltung der Jugend.
7. Bdch. Aus dem Leben und für das Leben. (13 verschiedene Erzählungen enthaltend.)
8. „ Blumen aus dem Gottesgarten. Religiöse Gedichte.
9.—10. „ Historische Erzählungen.
11. „ Ein Bilderbuch für Jung und Alt. (28 sehr lehrreiche Erzählungen enthaltend).
12. „ Lebensbilder. (33 höchst interessante Erzählungen enthaltend).
13. „ Sittenspiegel. (Enthaltend 34 sehr schöne Erzählungen.)
14. „ Convertiten-Bilder.
15. „ Wegweiser und Warnungstafeln an der Lebensstraße.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Herr Dr. Hermann Rolfus schreibt in seinem Verzeichniß ausgewählter Jugendschriften hierüber folgendes:

Die Jugendschriften von dem rühmlichst bekannten kath. Schriftsteller Dr. F. X. Himmelstein gehören zu den Besten, die wir kennen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jugendschriften

Bd.: 15

1885

Paed.pr. 1559-15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11680852-0